

Zeitschrift: Jahrbuch der Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Herausgeber: Sekundarlehrerkonferenz des Kantons Zürich
Band: - (1918)

Artikel: Aus der Geschichte der deutschen Sprache
Autor: Müller, A.
Kapitel: Über den Ursprung und den Sinn der Ausdrücke
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-819506>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

II. Teil.

Über den Ursprung und den Sinn der Ausdrücke.

1. Deutsche Personennamen.

„Das Älteste, was unsere deutsche Sprache besitzt, sind unsere Namen. Wörter, die seit einem Jahrtausend vielleicht schon verschollen sind, Vorstellungen, welche die ältesten Verkünder des Christentums schon aus dem Sinne unserer Vorfäder zu verdrängen sich angelegen sein ließen, sie sind in den Namen enthalten, mit denen wir täglich unsere nächsten Angehörigen rufen. Wie sollen wir uns das Zeitalter denken, wo selbst für das weibliche Geschlecht Namen geschaffen wurden wie Wulfhilde: Wolfkampf, Sigirun: Siegzauberin? In welch heiliger, geheimnisvoller Scheu und doch wieder vertraulicher Nähe muß der Mensch noch mit den Tieren des Waldes gelebt haben, als er den Ruhm der Stärke und des Mutes nach Ebern und Wölfen maß! So gleichen diese Namen den Versteinerungen urweltlicher Tiere. Aus den Umwälzungen von Jahrtausenden sind sie übriggeblieben als Zeugen von dem, was längst gewesen, Denkmäler von dem ältesten Leben unseres Volkes.“ [Abel, Die deutschen Personennamen.]

Um sich der wilden Tiere zu erwehren, Jagdbeute zu machen, sich gegen angreifende Völkerschaften zu verteidigen, bessere Gebiete zu erobern, waren die Germanen hauptsächlich auf den Kampf angewiesen. Langobarden und Franken sind die mit den langen Barten oder Wurfspeeren Ausgerüsteten [franca = Wurfspeer]; Cherusker und Sachsen [von goth. hairus und ahd. sahs = Schwert, Messer] sind die Schwertleute.

Vor allem auch aus den Personennamen offenbart sich die Kampfeslust. Die Wörter gund und had [hadu, vergl. Hader] bedeuten Krieg; hild, wig, sturm, bad haben den Sinn von

Kampf; strid, sig, ernst, haben die Bedeutung von Streit, Sieg und entschlossenem Kampf. Darnach ist Gustav [Gundstab] der Kriegsstab, Hedwig [Haduwig] die Kämpferin, Mathilde die mächtige Kämpferin. Hrod heißt Ruhm, hlot, hlut, mar entsprechen dem Sinne nach dem Adjektiv berühmt. Berht, breht (h = ch), bert ist „glänzend“. So sind Ruprecht und Robert die Ruhmglänzenden, Ludwig (davon abgeleitet Lutz) und Lothar die berühmten Kämpfer; Roland ist der durch Ruhm weithin Gewaltige, Rudolf der Ruhmeswolf [Vergl. S. 41]. Berta = Berchta, ahd. Perhta = die Glänzende, Prächtige soll bei einigen germanischen Stämmen der Name für die Himmelsmutter Frigg, d. i. Gattin Wodans, gewesen sein. Sie war der Heilkunst und der Zauberei kundig und beschützte die Ehe; sie führte auch die Aufsicht über die weiblichen Arbeiten, namentlich das Spinnen. In Bertold [Bächtold] = der Ruhmglänzende ist der gleiche Sprachstamm enthalten wie in Berta. Her, oder zu -er abgeschwächt, = Heer, findet sich z. B. in den Personennamen: Gunther, Günther = Kriegsheer, Kriegsheld, Hermann, ahd. hariman, heriman = zum Heeresdienst verpflichteter Freier, Kriegsmann; Herzog = Heerführer; Herold [Harald], mhd. heralt, von heriwalt der des Heeres Waltende, Heeresbeamter, Botschafter im Krieg, Aufseher bei Turnieren und Festen, feierlicher Bote und Verkündiger; Herbert = der Heer-glänzende; Herwig = der Heerkämpfer; Walter, Walther = der Heergewaltige; Werner (Wernher) = der Wehr-Heer, Heerbeschützer, Held im Heere(?). Mit gar, ger, gis, sper bezeichnete man den Speer, mit agin oder ecke das Schwert, mit brun [Brünne] den Brustharnisch; helm, krim, grim, col waren Namen für den Helm. Gertrud = Speerjungfrau, Speerstarke, war der Name einer Walküre, Gerlach [lach von laic = Spiel] ist der am Speerspiel Gefallen Findende, Gernot der Speerkämpfer, Garibald(i) der Speerkühne, Gerhart der Speerstarke. Ekkehard und Eckert bedeuten der Schwertstarke. Die aus den Nibelungen (Nebelkinder) bekannte Feindin der Kriemhild = Helmkämpferin war die Brunhild = die Kämpferin in der Brünne. Nach Wilke heißt Brun [Koseform Bruno] der Glänzende. Karl — Kerl ist das gleiche Wort — hat den Sinn von Mann.

Die Namen ber = Bär, wolf, eber, ar(n) = Adler, falco = Falke, raban (ram) = Rabe und lind = Schlange finden sich ebenfalls sehr häufig zur Bezeichnung von Personen verwendet. Wolf und Rabe waren dem Schlachtengotte Wodan heilig, der Eber dem Gotte Freyr, dem Bruder der Freyja.

[Freyr, wichtig in der schwedischen Mythologie, war der „Herr“ über Sonnenschein und Regen, der Gott des Friedens, Reichstums und Glücks.] Bernhard ist der Bären-, Eberhard der Eberstarke; Adolf hat den Sinn von Edelwolf, Arnold bedeutet der wie ein Adler Waltende. Von Wolf abgeleitet sind Wolfgang [gang = Kriegspfad] = der einem umherstreifenden Wolfe zu Vergleichende, Wolfram = Wolfrabe, ferner Wölfflin.

Stärke und Kühnheit werden angegeben durch mag, magan (Megin-, Mein-) = Kraft, bald, bold, kuon, nand = kühn, frum (fromm) = tüchtig, hard (oft nur -ert) = stark. So bezeichnet Meinrad den Kraftvollen, den Mächtigen im Rate, Leopold [leo von liut] den Kühnen im Volk, Konrad (Kuonrat), abgekürzt zu Kunz und Kuno, den Kühnen im Rate, Bolle (von bold) einen Kühnen überhaupt.

Andern Ursprung haben: Leuthold [-olt, -elt, -hold abgeleitet von wald] = der über die Leute Waltende, Herrschende; Reinhard, Reinert [ragan, regin, rat] = der im klugen Rat Starke; Adalbert, Albert oder Albrecht = der von Adel Glänzende; Ulrich (ôd, uodal = Erbgut, Vermögen) = Uodalrich = der an Erbgut Reiche, Mächtige. Ähnliche Bedeutung hat Uhland = der, welcher Erbland besitzt, ebenso Ullmann; Otto ist abgekürzt aus Otfried oder Odoaker = Erbguthüter. Von Heinrich = der im (Heime) Hause Mächtige ist durch Abkürzung Heinz, Hinz, Heine entstanden. Siegfried — Ableitungen sind Seifert, Seifart, Siebert, Sievers — findet im Siege seinen Frieden. Das Wort Burg, mit dem Begriff des Bergens und Schützens, findet sich im Namen Burkhard = der so stark ist wie eine Burg. Das altsächsische ôd ist auch enthalten in Edmund = Beschützer des Vermögens, sowie in Eduard = Vermögenswart, ferner in Edgar = Wurfspeer [Beschützer] des Erbgutes und Edwin [win = Freund], altd. Odoardo, = der das Erbgut Liebende. Dietrich ist der an Volk-, Friedrich der an Frieden Reiche, d. h. Mächtige, Richard der Mächtige überhaupt. [Das Wort „rich“, verwandt mit dem lat. rex = König, ist wahrscheinlich aus dem Keltischen ins Germanische eingedrungen. Im Keltischen findet es sich namentlich in Eigennamen, z. B. Orgetorix, Vercingetorix.]

Auf religiöse Vorstellungen beziehen sich die Namen Oskar [Ansgar] = Gottesger, Gottesspeer, sowie Oswald [Answald] = der von den Göttern (den nordischen Ansen oder Asen) Beschützte. Humbold ist der kühne Hüne = Riese, Humbert = der glänzende, der gewaltige Riese. Gottlieb ist offenbar aus

Gotleip (Gottleib) herzuleiten und hat die Bedeutung Gottes Sohn. Mit der Verkleinerungsendung e entstand aus Gottfried = Godafried der Geschlechtsname Goethe.

Wie schon an einigen Beispielen angeführt, finden sich auch in vielen weiblichen Personennamen die auf den Kampf hinweisenden Stämme hadu, wig, hild, gun, brun, ger. Das entsprach auch dem Charakter der germanischen Frauen, von denen Tacitus sagt, daß sie den Männern Speise und Zuspruch in den Kampf getragen, die Wunden der Kämpfenden verbunden und die schon ins Wanken gekommenen Scharen wieder zum Stehen gebracht haben. Adelgunde ist die edle Kriegerin, Gudrun (Gundrun) die Zauberin im Krieg, Chlothilde die berühmte-, Kunigunde die kühne Kämpferin. Andere Namen deuten auf die Stellung der Frauen und auf ihr Walten im Hause. Emma heißt die Große, Ella die Herrin, Karoline die Männliche, Starke, Tätige, Hermine die Schützerin, Adelheid die Edle, Albertine die Adelglänzende, Friderun die Friedenzauberin. Ida, offenbar mythologischen Ursprungs, wird vom Namen der Schicksalsgöttinnen Idisen, nordisch Disir, abgeleitet. Holda [Hulda], wahrscheinlich wie Berta nur verwandt mit Frigg, war die Totengöttin.* An der Spitze von Geisterscharen zog sie, Glück und Unheil bringend, durch die Lüfte. Als Frau Holle lebte sie noch Jahrhunderte im mitteldeutschen Volksglauben fort. Aus ihren Quellen und Brunnen beschenkte sie die Welt mit kleinen Kindern, deren Seelen beim Tode dann wieder zu ihr zurückkehrten.

So enthüllen uns diese Namen allein einen bestimmten Kulturstand und eine bestimmte Weltauffassung. So wenig aber als den blumenreichen Namen der Orientalinnen eine ebenso hohe Wertschätzung und Stellung der Personen entspricht, so wenig vielleicht dürfen wir uns auch hier vorstellen, daß die wirklichen Verhältnisse diesen Namen entsprochen haben. Nur das ist offenbar richtig, daß Krieg und Jagd für die Germanen von allergrößter Wichtigkeit waren. Im übrigen handelt es sich vielfach eher um eine Deutung der Namen, als um eine wörtliche Übersetzung. Es kam selbstverständlich auch in den ältesten Zeiten bei der Namengebung meist nicht auf den Sinn des Wortes an, da das Verständnis doch häufig dafür fehlte, sondern man benannte wahrscheinlich auch damals die

* Es besteht auch die Ansicht, daß Berta und Holda nur Beinamen der Frigg seien.

Kinder im allgemeinen nach den Eltern oder sonst bekannten Personen usw. Die meisten dieser Namen, die man auf etwa 7000 schätzt, von denen aber jetzt höchstens noch 300 erhalten sind, bestehen übrigens aus einer Zusammensetzung von zwei Wortstämmen, von denen meist wenigstens der eine dem Stamme der Eltern entlehnt ist, während man den andern freier gewählt hat. Eine allzu hohe Anschauungsweise von der Kultur, namentlich auch eine sehr große Wertschätzung der Frauen, wie man sie etwa aus den Namen abzuleiten geneigt wäre, ist jedenfalls auch nicht angebracht. In Wirklichkeit ist wahrscheinlich das Leben der alten Germanen, besonders das der Frauen, sehr einfach und armselig verlaufen. Wenn auch Tacitus schreibt: „Ja sogar eine gewisse Heiligkeit und einen Blick in die Zukunft legen die Germanen den Frauen bei und weisen ihren Rat nicht zurück, noch mißachten sie ihre Aussprüche“, so ist nicht zu übersehen, daß er offenbar idealisiert, da er dem verderbten Rom ein Gegenbild vorhalten wollte. Ursprünglich wurde auch bei den germanischen Stämmen die Frau von den „Herren der Schöpfung“ mehr oder weniger als eine Sache betrachtet, und ihre Stellung war häufig keine viel bessere als die der Knechte oder des Viehs.

Es herrschte die Kauf- und die Räubehe [Gudrun]. Unter Umständen wurde die Frau auch wieder verkauft oder verschenkt. Spuren des Verkaufs finden sich noch im 13. Jahrhundert. Bis in die merowingische Zeit kam, wenigstens bei den Adeligen, die Vielweiberei vor. Immerhin waren die sittlichen Verhältnisse im allgemeinen weitaus besser als bei den Römern oder den Galliern. Wenn auch die Frau nicht unter dem Gesetz stand, so war sie doch nicht rechtlos. Öffentlich hatte sie nichts zu sagen; für den Staat war nur der Mann vorhanden. Innerhalb des Hauses war natürlich die Wertung eine sehr verschiedene, und in Wirklichkeit wird die Frau auch damals indirekt oft einen großen Einfluß gehabt haben. Äußerlich blieb die Minderwertigkeit betont. Die Männer aßen z. B. mit den Frauen nicht am gleichen Tisch.

Größere oder kleinere Reste dieser sozialen Minderstellung haben sich bis in die Gegenwart erhalten. An Stelle der alten germanischen Namen sind dann, zum Teil erst lange nach der Einführung des Christentums, mehr und mehr lateinische und griechische getreten.

2. Geographische Namen.

„In den Orts- und Flurnamen liegt ein gutes Stück Geschichte, sie sind nicht zufällig und planlos entstanden; Gesetz und Regel spricht sich in ihnen aus; sie sind Niederschlag von allerlei wirtschaftlichen und sozialen Einrichtungen, Sitten, Gebräuchen und Anschauungen. Sie sind Urkunden und Geschichtsquellen, die man zum Sprechen bringen kann, wofern man sie richtig befragt und ihre älteste Form festzustellen oder herauszuhören vermag.“ [Dändliker, Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich.]

Unser Land war, wie Deutschland, einst ein riesiges Waldgebiet, das nur mit kleineren und größeren unbewaldeten Streifen durchsetzt* war. In der ungeheuern Wildnis siedelten sich die ersten Bewohner vor allem in diesen, sich meist am Rand der Flüsse und Seen befindenden, geringer bewaldeten Strichen an; denn die Urbarmachung des Bodens war für die damaligen Bewohner eine gewaltige Arbeit. Je mehr die Volkszahl wuchs, desto mehr Leute waren auch gezwungen, die Wohnsitze zu verlegen und Boden urbar zu machen. In den ältesten Orts- und Flurnamen hat es daher vielfach Wortstämme, die Wasser oder Wald bedeuten. In unzähligen Fluß- und Ortsbezeichnungen findet sich aa, aha, ach, auch affa, [lat. aqua, it. acqua, goth. ahwa, altd. aha], sowie mar (Meer) = Wasser, Quelle, Sumpf, z. B.: Aa [Zürich, Schwyz, Aargau, Luzern, Unterwalden, Bregenz], Aatal, Aawangen [Thurgau; Wang = wannenförmiger, grasreicher, sanft geneigter Abhang], Aare, Aarwangen [Bern], Aarau [Au = ouwe = Wässerland, wasserreiches Wiesenland], Fulda [Fulda], Aach [Appenzell, Thurgau, Bodensee], Steinach, Goldach, Egnach, Fußach [Bodensee], Wutach, Stockach, Biberach; Salzach, Aachen = an den Wassern, d. h. an den Heilquellen, Aschaffenburg = Burg am Eschenwasser; ferner mit mar: Weimar, Meersburg. Dazu kommen noch die vielen Namen mit Bach [Bern, Zürich, Graubünden und Appenzell] und Brunnen = Ort oder Gegend mit Quellwasser [Appenzell, Bern, Graubünden, St. Gallen, Schwyz, Wallis]. Von beiden hat es natürlich wieder viele Zusammensetzungen, wie z. B.: Erlenbach, Feldbach, Goldbach, Leimbach, Neftenbach, Desibach, Ottenbach, Rickenbach, Seebach, ferner Dießbach, Gießbach

* Diese letzteren waren noch nicht wieder mit Wald bewachsene, von der Eiszeit herrührende Landreste.

[Bern], Eschenbach [St. Gallen und Luzern], Felsenbach [Graubünden], Filzbach [Glarus], Fischbach [Aargau] usw., sowie Tachlisbrunnen = Brunnen des Takilin [Winterthurer Lokalname], Neubrunn [bei Turbenthal (Zch.)], Schwellbrunn [Appenzell], Fraubrunnen und Lauterbrunnen [Bern], Feldbrunnen und Gänsbrunnen [Solothurn], Rothenbrunnen [Graubünden], Kaltbrunn [St. Gallen] etc. Im übrigen deutschen Sprachgebiet finden sich selbstverständlich ebenfalls sehr viele ähnliche Namen dieser Art; doch handelt es sich meist nur um solche von kleineren Ortschaften. An der Kinzig z. B. [vom Schwarzwald, Mündung bei Straßburg] liegen Schiltach, Wolfach, Hausach, Haslach, Steinach, Biberach. In der Nähe von Lahr [Großh. Baden] sind die Dörfer: Wittelbach, Seelbach, Steinbach, Reichenbach, Kuhbach; von Offenburg: Bohlsbach, Durbach, Ergersbach, Weierbach, Fesenbach, Ohlsbach, Mittelbach, Reichenbach, sowie das Städtchen Gengenbach. Auch die Wörter Brunnen oder Bronnen sind in vielen Namen enthalten, z. B. Brunnadern [zwischen Waldshut und St. Blasien], Heubronn und Kühlenbronn [Schwarzwald-Belchen], Muggenbrunnen [Feldberg], Heiligenbrunnen [in der Nähe des Titisees]. Nur wenige dieser Ansiedelungen haben sich indessen zu größern Dörfern wie Baiersbronn [zwischen Straßburg und Tübingen], Leonbronn und Maulbronn [zwischen Karlsruhe und Heilbronn], oder gar zu einer Stadt wie Heilbronn zu entwickeln vermocht.

Viele Orts- und Flurbezeichnungen erinnern uns auch an das Vorhandensein eines Sees. Noch lange nicht immer war es ein größeres stehendes Gewässer, und in vielen Fällen finden wir von einem See fast keine Spur mehr; doch der Name ist geblieben. So fand sich einst zwischen dem Mattenbachquartier und Winterthur der nun vollständig verschwundene Tegersee; Seen [774 Seehaim] muß ehedem an einem See gelegen gewesen sein; Seebach, Seegräben, Greifensee, Seelmatten [Zürich], Unterseen, Seeberg, Seedorf, Faulensee, Gerzensee [Bern], Emmensee. Geuensee, Richensee [Luzern]; Seedorf [Uri, Freiburg], Seewis [Graubünden, Prättigau und Ilanz] sind als Siedlungen an Seen entstanden. Mit dem Namen Weiher, Weier hat es in der Schweiz nur ein einziges Dörfchen, nämlich in der Nähe von Summiswald [Bern]; hingegen findet sich die Bezeichnung häufig für Weiler und Höfe, z. B. in der Nähe von Winterthur Weiher bei Iberg-Seen und Weihertal zwischen Pfungen und Neuburg, ferner ein Weiern bei Aadorf und eines nahe bei Wil [St. Gallen].

In der Nähe der schon erwähnten Städte Lahr und Offenburg [Badischer Schwarzwald] hat es in der Rheinebene eine große Anzahl Dorfnamen, in denen das Wort Weier enthalten ist, z. B. Orschweier, Wittenweier, Nonnenweier, Allmannsweier, Hugsweier, Oberweier, Hofweier, Zunsweier, Weierbach, Rammersweier, Ebersweier, Appenweier, Waltersweier. In dem an Seen reichen Nordbayern sind Chiemsee, Seebruck und Übersee am Chiemsee gelegen; Seehaupt und Wurmsee liegen am Starnbergersee; Seefeld findet sich in der Nähe des Ammersees; Pfersee ist bei Augsburg. Prof. Krupka, Königgrätz, erklärt die Bedeutung des Wortes Berlin als „Gegend oder Stelle am Teichgatter“.

Das Wort Wald, Holz, Loo oder Loh [= Gebüsch, Buschwald] bildet eine zweite Hauptquelle für Ortsbezeichnungen. Aus den deutschen Gebirgsnamen kann man auch für die Gegenwart noch einen Schluß ziehen auf den gewaltigen Waldreichtum Deutschlands: Schwarzwald, Odenwald, Spessart [spähtes hart] = Spechtswald, Wasgenwald, Hardt oder Hart [= Wald], Harz, Hoch-, Idar-, Soon-Wald (an der Mosel), Westerwald, Teutoburger Wald, Thüringer Wald, Fichtelgebirge, Bayrischer Wald. Holstein, aus Holsten, war ursprünglich das Land, wo die Holzsaßen wohnten, Von O. Weise wird das Wort Holland als Holtland = Holzland gedeutet. Darnach wäre auch Holland, das jetzt fast keinen Wald mehr aufweist, ehedem beinahe ganz bewaldet gewesen. Übrigens vergleiche man damit noch Venlo, Almelo, Anloo, Ermelo, Holten, Otterlo, Het Loo, Voorst, Apeldoorn.

Selbstverständlich weisen auch sehr viele Ortschaftsnamen auf diesen Waldreichtum hin; doch sind es meist nur Städtchen, Dörfer und Weiler, die das Wort Wald in irgend einer Form enthalten, z. B.: Waldenburg, Mittenwald, [in den Sudeten], Forst und Finsterwalde [in der Nähe von Cottbus], Luckenwalde, Fürstenwalde, Eberswalde, Liebenwalde [bei Berlin], Holzminden [an der Fulda], Holzkirch. [südlich von München].

In der Schweiz sind Ortsbezeichnungen dieser Art: Wald [App., Bern, Schaffhausen, Zürich], Waldegg [Bern, Zürich], Waldkirch [St. Gallen], Waldried [Bern], Waldstatt [App., St. Gallen], Braunwald [Glarus], Sumiswald [Bern], Gommiswald [b. Uznach, St. Gallen], Grindelwald [Bern], Riedholz und Kestenholz [Solothurn], Buchholz [Luzern, Uri], Büttisholz [Luzern], Holzmannshaus [Sirnach, Thurgau], Holzikon bei Schöftland [Aargau], Holzhäusern [bei Risch, Zug], Holzhausen [bei Grüningen, Zürich].

Nach dem Walde sind auch Nid- und Obwalden benannt. Schachen war die Bezeichnung für ein kleines, vereinzelt gelegenes Gehölz, sowie auch für ein mit dichtem Buschwerk bewachsenes, flaches Flußufer: Trubschachen [Kt. Bern], Schachen bei Ötwil [Zch.] und Stein [App.]. Der Name Loo oder Loh findet sich z. B. noch in Tegerloo [Nähe von Winterthur], Binzenloo [bei Seen], Breitenloo [bei Bassersdorf und bei Wiesendangen], Schwaderloh [Thurgau], Emmetschloo [Wetzikon, Zürich].

Zur Nutzbarmachung des Bodens wurde der Wald geschlagen: Schlatt [z. B. Zürich, Thurgau, Luzern, ferner Schlatt-Haslen in Appenzell] = Schlag, Holzschlag, oder ausgestockt, daher der Flur- und Ortsname Stockacker [z. B. bei Krummenau, St. Gallen], Stocken [bei Seen, Winterthur, sowie bei Wattenwil, Bern] und Ober- und Niederstocken [Simmental]. Das Geestrüpp schnitt man ab [Schneit b. Elgg, Zürich], den Busch- und Niederwald reutete man. Nach dieser letztern Art der Urbarisierung sind ebenfalls sehr viele Orte benannt. Im Kanton Zürich allein kommt der Name Rüti, Grüt mit allen Nebenformen und Abarten 77 mal vor.

In andern Kantonen findet sich z. B. der Ortsname Rüti mehrmals in Bern, ferner in Graubünden, als Rüthi im St. Galler Rheintal und als Rüte und Reute in Appenzell. Auch an das Rütli sei hier noch erinnert. Von ihm läßt ja Schiller den Walter Fürst sagen:

. . . . Links am See, wenn man
Nach Brunnen fährt, dem Mythenstein grad' über,
Lieg eine Matte heimlich im Gehölz,
Das Rütli heißt sie bei dem Volk der Hirten,
Weil dort die Waldung ausgereutet ward.

Mit Ägerte, Egerte bezeichnete man ein gereutetes Stück Land, das nur kurze Zeit als Acker bebaut und dann infolge der Unfruchtbarkeit oder allzu entfernten Lage wieder in Wiese, Weide oder sogar wieder in Wald verwandelt wurde oder auch unbebaut blieb. Als Beispiele seien hier genannt: Ägerten bei Aarwangen, Nidau im Simmental, Bern, sowie in Wiedikon, Zürich, ferner Ägertli bei Thalwil, Zürich. Der gleiche Name kommt auch im Schwarzwald vor.

Das Mitteldeutsche für reuten heißt roden, z. B. Wernigerode, Bleicherode, Harzgerode, Gernrode, Suderode, Osterode, Appenrode. Alle diese Orte und noch etwa 40 andere auf -ode liegen im Harzgebiet. Eine große Anzahl derselben sind Klostergründungen. Vielfach wurde der Wald auch durch

Feuer gelichtet: Brand [im Kanton Zürich 10 Höfe], Schwand, Schwändi, Schwendi [Kt. Zürich 25 mal]. Häusergruppen oder Weiler mit den genannten Namen hat es z. B. auch in den Kantonen Appenzell, Bern, Aargau, Glarus, Graubünden, Freiburg, St. Gallen. Daß diese Art der Urbarmachung des Bodens sich nicht nur auf die Schweiz beschränkte, beweisen uns beispielsweise die Orte Schwenda, Bodenschwende, Braunschwende und Schwiederschwende im Harz.

Wie reichlich sich sumpfige Gegenden vorfanden, können wir aus den vielen Namen Riet, Riedern, Moor, Moos, Fenn und Gfenn schließen. Im Kanton Zürich allein hat es über 60 Namen dieser Art; aber auch in der übrigen Schweiz finden sie sich in großer Zahl, z. B. Ried bei Frutigen [Bern], bei Küblis [Graubünden], in der Nähe von Schwyz, Amsteg [Uri] und Zermatt, sowie Riedli bei Beckenried [Nidwalden] und bei Gais [Appenzell], ferner Moos bei Köniz, Signau, Grindelwald und Schüpfen [Bern], bei Ruswil [Luzern], Mogelsberg [St. Gallen] und Moosseedorf im Bezirk Fraubrunnen [Kt. Bern]. Die Orte Gfenn [Fenn = Sumpf] bei Dübendorf, Rorbas [Rorboz, d. h. Rohr-schlag], Horaw, Horw = Sumpfboden, Watt [in Sumpf-land zum Durchwaten vorhandene Furtstelle] deuten auf Sumpfboden hin. Eine Häusergruppe, Vorder- und Hinterfurt genannt, hat es unterhalb Neuburg bei Wülflingen; ein Hof Ochsenfurt liegt an der Thur, nördlich von Frauenfeld; ferner sei hier an Dietfurt, sowie Furt bei Brunnadern [St. Gallen] erinnert. — Das Hohe Venn [südlich von Aachen] ist ein Hochmoor. Venlo [auch Venloo, Holland, an der Maas] ist der Wortbedeutung entsprechend ein Wald im Sumpf; Finnland heißt Sumpfland. Für Fenn sagt man in Mittel- und Ostpreußen auch Luch, meistens aber Bruch. Es bezeichnet ein solcher einen mit Bäumen und Gesträuchen bestandenen Sumpf, der nun zum Teil urbar gemacht ist. So findet sich nordwestlich von Berlin das Havelländische Luch, an der Oder, der Warthe und der Netze der Oder-, der Warthe- und der Netze-Bruch. Am Main, der als Übergangsfluß besonders wichtig war, liegen außer Frankfurt = Furt der Franken, auch Schweinfurt und Ochsenfurt. Dem oberdeutschen Worte Furt entspricht das niederdeutsche Wedel von wad = waten, schreiten und dem Suffix il, das in diesem Falle die Tätigkeit des Gehens, Watens bezeichnet. Wadil wird zu wedil und wedel. Salzwedel heißt somit „Salzfurt“. Es bedeutet die Furt der großen Heerstraße Magdeburg-Lüneburg-Bardowiek. An der Furt zwischen Hannover

[= Hohenover = hohes Ufer] und Celle sind Klein- und Groß-Burgwedel entstanden; zwischen Bremen und Verden liegt Lang-wedel.

Vielfach gab auch die Pflanzenwelt Anlaß zur Namengebung. So ist Ferrach bei Rüti [Zürich] nach den Farrenkräutern benannt, Himmerich bei Wetzikon nach den Himbeersträuchern; Hirslanden wird von Hirse abgeleitet, Fällanden [Fennichland] von Fench [kleiner Hirse], Nieder- und Oberhasli, sowie Hasel von den Haselstauden. Bauma, Bäumli, Lind, Lindau, Limberg = Lindberg, Ober- und Untereich, Erlen, Buch, Buchs [Dorf des Buchsbaumes], Nußbaumen, Widen [Weiden], Reckholdern [bei Langwis, Graubünden] = Wachholder weisen darauf hin, daß diese Ansiedelungen entstanden sind, wo sich einst bestimmte Bäume oder Bäume überhaupt vorfanden. Affoltern ist das Apfel-, Birmensdorf das Birnbaumsdorf [876 Piripoumesdorf]. Wie wichtig zum Beispiel die Linde für die Namengebung war, wird von Brandstetter [„Die Namen der Bäume und Sträucher in Ortsnamen der deutschen Schweiz“] dadurch belegt, daß der topographische Atlas der Schweiz den Orts- und Flurnamen Lind 201 mal aufweise [beispielsweise Zürich 34-, Aargau 38-, Bern 69 mal]. Die meisten dieser Ortschaftsnamen sind offenbar aus den Redewendungen wie „ze den buochen“, „bi den böumen“ usw. abzuleiten; auch die Entstehung von Berg- und Flurbezeichnungen hat man sich wahrscheinlich vielfach so zu denken. Dr. Ziegler z. B. erklärt einige Lokalnamen von Winterthur auf diese Art. Der Lindberg ist nach seinen Ausführungen der Berg, zu dem man gelangt, wenn man durch das Lind gegangen, d. h. an den Linden vorbeigegangen ist; der Eschenberg wurde von der Stadt aus so benannt, weil der Weg zu ihm durch die Eschen [mhd. ezzisch oder ezesch, althochdeutsch ezzisc], d. h. die im Zelgli und auf der Breite gelegenen Saatfelder führte. Unter Brühl [Brüel] verstand man ursprünglich vor allem einen Ort oder Vorplatz eines Ortes, wo ehedem ein Gehölz oder eine Viehweide war, oder dann auch einen Wiesengrund überhaupt. Vielfach war er ein grundherrliches Sondergut. Wahrscheinlich war der Brühl seinem Ursprunge nach eine Viehweide, die sich unterhalb der Stadt zu beiden Seiten der Eulach ausdehnte. Als Reste derselben hätte man die Schützenwiese und die untere und obere Weid aufzufassen. Der Brühlberg selber wäre dann der nach dem Brühl, also hinter dem Weideland sich erhebende Hügel.

Natürlich ist diese Art der Namengebung für das ganze deutsche Sprachgebiet mehr oder weniger allgemein. So finden sich z. B. im Schwarzwaldgebiet folgende Orte: Ahornhäuser, Birkenau, Birkendorf, Buch, Buchenbach, Eichen, Erlenbrück, Escheck, Fohrenbühl, Kirschbaumwasen, Tannenkirch.

Der Mannigfaltigkeit der geographischen Verhältnisse haben ebenfalls viele Orte ihren Namen zu verdanken. Eine an bergiger Lage gegründete Ortschaft wurde kurzweg Berg genannt; eine von schon vorhandenen Ansiedelungen aus in der Tiefe liegende erhielt den Namen Teufen. Hofenstaufen ist der „hochaufragende Fels“ (stouf- = hochragender Fels). Die Bezeichnungen Breite, Flach [Flaach], Ebnat, Ebnet, Steig, Stiegen, Tal, Tobel, Rain, Halde erklären sich ebenfalls von selber. Winkel bezeichnet natürlich eine scharfe Biegung; sehr häufig liegt aber der Sinn darin, daß der Ort abgelegen sei. Der Name „Egg“ gibt die Lage an einem Bergvorsprung oder der Biegung eines Flusses an [Hakab bei Nürensdorf, Zürich, 1256 = Habichekke, Habkegge = Habichtsecke]. Gfell [bei Sternenberg, Zürich] bezeichnet ein Gefälle, Laufen einen Wasserfall [Rheinfall], Rad, Raat [Bezirk Dielsdorf, ferner Gemeinde Wald, Zürich] eine steile Höhe, Fluh einen Felsen (Fluh bei St. Niklaus [Wallis], ferner Flühli bei Sachseln [Obw.] und Flühli im Kt. Luzern). Hausen, Hütten und alle mit „Heim“ zusammengesetzten Ortschaftsnamen [z. B. Henggart, d. i. Heimgart], sowie die auf „stetten“ endigenden, sind nach Gebäuden benannt, ebenso Stadel = Scheune und Äugst = Schafstall. Letten = Lehm Boden, Sand, Gries = Kies und Wasen = Rasen = Grasfläche geben die Bodenbeschaffenheit an.

Geschichtlich lehrreicher sind die Ortsbezeichnungen, welche uns auf die Art der Ansiedelung Schlüsse zu ziehen gestatten. Hierüber schreibt Dändliker in seiner Geschichte der Stadt und des Kantons Zürich folgendes über die näheren Verhältnisse bei uns :

„Als die Alamannen (richtiger als die auf den Seiten 15. und 29 stehen gebliebene Form Alemannen. Der Verf.) den Boden in Besitz nahmen, verteilten sie wahrscheinlich das Land an die großen Volksabteilungen, die Gae; diese wieder an die weiteren Unterabteilungen, die Hundertschaften, und die letzteren an die Sippen, d. i. Verwandtschaften. [Außer diesen größern Niederlassungen fanden sich sehr viele Einzelsiedlungen]. Diese Sippen nannten sich nach ihren Stammvätern [durch Ansatz der die Abkunft von jemandem bezeichnenden Endung „ingen“],

und diese Sippenbezeichnung ging dann auf das Dorf selbst über. Andelfingen ist das Dorf der Sippe Andolfinga, der Nachkommen des Andolf, Rudolfingen die Niederlassung der Sippe des Rudolf, Grüningen des Gruno, Pfungingen [Pfungen] des Pfungo usf.; es gibt solcher Benennungen etwa 30. [Im Kanton Zürich]. Die so geheißenen Dörfer gehören zu den allerältesten und befinden sich meist in ebenen Flächen oder ausgedehnten Ackerfluren, wo dichtere Besiedelung möglich war. Verwandter Natur in der Entstehung sind jene Höfe, die auch von Sippschaften, aber offenbar von kleineren und vielleicht etwas später, von den größern aus, gegründet wurden, bezeichnet durch die Endung ikon [d. h. inghofen], im Kt. Zürich gerade am allermeisten vorkommend. Adlikon, Adalinghofen bezeichnet die Höfe der Sippe Adaling, der Nachkommen des Adalo; Pfäffikon, Pfaffinghofen, Höfe der Nachkommen des Pfaffo; Zollikon, Zollinghofen, Höfe der Zolling [Zollinger], der Nachkommen des Zollo usw. Es gibt solcher Namenbildungen nicht weniger als 119. [Ferner dazu Erpferatinghofen = Effretikon].*

Eine ganze Menge von Ortsnamen läßt erkennen, daß bei der Niederlassung eine hervorragende Person, ein Geschlechthaupt oder Anführer maßgebend war. Bassersdorf, Bazzilsdorf, ist das Dorf des Bazzil; Dielsdorf [Tiolfesdorf] das Dorf des Diolf oder Tiolf; Männedorf das Dorf des Manno, Regensdorf, Reganesdorf, das Dorf des Regan. Des nämlichen Ursprungs sind eine Menge mit „Weiler“ zusammengesetzter Ortschaftsnamen: Adetswil, Adalolteswiler, Weiler des Adalolt; Bäretswil, Berolteswilari, Weiler des Berolt; Hinwil, Hunichinwilare, Weiler der Hunicho; Rifferswil, Reinfriedeswile, Weiler des Reinfried usw.; es gibt über 60 solche. Aber auch Benennungen, die in erster Linie vom landschaftlichen Charakter herrühren, haben ihre Spezifikation vom ersten Besiedler oder alamannischen Führer. Elsau, Ellinesowa ist die Au des Ello, Eglisau die des Egolf, Illnau [Illinesowa] die des Illo. Fluntern ist wahrscheinlich der Rain des Fluont [Fluontrain], Tagelswangen [Takilinswang] ist der Wang des Takilo, Maschwanden [Mannischwanda] die Schwende des Manno.“

* Nicht alle Orte auf -ingen sind indessen Sippenniederlassungen; es kommen auch Suffixvertauschungen vor. So ist z. B. Kreuzlingen = ze Kruzilin um ein Armen- und Pilgerasyl entstanden, das im 10. Jahrhundert ein Konstanzer Bischof durch einen Kreuzsplitter geweiht hat.

Weißlingen hieß ursprünglich Wissinwang, Gachnang (Thurgau) ist aus Gachinwang entstanden. Für Selnau (Zürich) steht im 13. Jahrhundert Seldenouwe [selde = Herberge].

Man hat sich selbstverständlich nicht vorzustellen, daß diese Ansiedelungen auf einmal und alle neu entstanden seien; vielmehr scheinen schon die Helvetier für die Wahl ihrer Niederlassungen einen sachverständigen Blick gehabt und eine ganze Anzahl der besten Lagen ausgelesen zu haben. Im Kanton Zürich finden sich die zahlreichsten Spuren menschlicher Tätigkeit der vorrömischen Zeit um Zürich, im Limmattal, im Amt, um Wetzikon, Pfäffikon, Nürensdorf, um Bülach und im Unterland, sowie um Winterthur, Trüllikon und am Rhein. Das Oberland, das Töltal und die gebirgigen Gegenden entbehren solcher fast ganz. Zürich [Turicum] und Ober-Winterthur [Vitudurum = Turm des Witu [witu = Holz, vergl. Widukind, Wedekind, Wiedehopf (Holzhüpfer)]] sind wahrscheinlich schon helvetische Dörfer gewesen. Die Römer, und nach ihnen die Alamannen, haben dann, wenn auch vielfach nicht die Ansiedelungen, so doch wenigstens meist deren Standorte für ihre Niederlassungen übernommen; immerhin sind die meisten Orte bei uns alamannische Neugründungen. Die Namen Altdorf [Fehraltdorf = das fernere [ferner liegende], Mönchaltdorf = das von den Mönchen benannte Altdorf], ebenso Urdorf und Altstetten deuten auf ältere, von den Alamannen übernommene Siedelungen hin. Von römischem Gemäuer, auf das die Alamannen stießen und in dessen Nähe sie sich ansiedelten, zeugen Benennungen wie Steinmaur [wo ja auch römische Überreste zu finden sind], Maur, „Muren“ [Wetzikon], Steinmürli [Brütten], Maueräcker [Dällikon] u. a.

Wenn die ersten Niederlassungen der Sippe oder auch Einzelnen nicht mehr genügten, so gründeten diese neue Ansiedelungen. Es gab Mutter- und Tochterdörfer. Die letzteren standen, besonders wenn sie sich nahe an den andern befanden, z. B. namentlich durch gemeinsamen Landbesitz, in einer gewissen Abhängigkeit von jenen. Es scheint auch, daß bisweilen — wahrscheinlich infolge Übervölkerung der Gegend — ganze Volksabteilungen miteinander aufbrachen und ganze neue Ortschaftsgruppen gründeten. So liegen im Aargau nahe beieinander: Wohlen, Vilmergen, [Vilmaringen], Bremgarten und Muri. Dieselbe Gruppe von Ortsnamen finden wir in der Nähe von Bern, nur daß das dortige Vilmaringen [wie es in den Urkunden heißt] Vilbringen genannt wird. Im Embracher Tale [Kt.

Zürich] liegen nahe beisammen: Hausen, Mettmenstetten, Müllen-berg, Affolterscheuer; dieselbe Gruppe von Ortschaften finden wir aber auch im Knonauer Amt. Im Thurgau sind nicht weit voneinander gelegen die Dörfer Affeltrangen, Wetzikon und Erikon, ebenso im Kanton Zürich. [Nach Dändliker]. Sehr wahrscheinlich ist vielfach auch bei Einzelgründungen eine Übertragung des alten heimatlichen Namens auf die Neuansiedelung vorgekommen.

In Anbetracht der Mangelhaftigkeit der Geräte war die Urbarmachung des Bodens auch für die Alamannen ein außerordentlich schweres Stück Arbeit. Und doch mußte infolge der zunehmenden Bevölkerung beständig mehr Land angebaut werden. Auf diese ausbauende Kolonisation, welche namentlich das 9. bis 12. Jahrhundert umfaßt, deuten besonders die Ortsnamen Rüti, Reute, Rode, Hagen, Schwanden, Schwendi usw. Wir können gleichsam aus ihnen herauslesen, wie die Urbarisierung des anbaufähigen Landes nach und nach fortgeschritten ist. Das gute, günstig gelegene Land war weg, und die Ansiedler mußten mit dem schlechteren, gebirgigeren vorlieb nehmen. Sind die Orte auf -ing, -ingen, -ungen meist die Niederlassung einer Sippe, so scheinen die auf -ikon [in Deutschland auf -leben, von laiba = Nachlaß*], z. B. Eisleben, Aschersleben, Oschersleben, Neu- und Althaldensleben usw.], -hof, -hofen, -beuren (= Bauernhaus), -hausen, -heim (em, um), -stedt, -stetten, stätte, -dorf [Dorf = Haufen], -wil, -weiler, -feld, -berg, -hagen = eingefriedigte Weide, -brand, -schwendi, -schlag, -schnit ihrem Ursprunge nach eher auf die Siedlung eines einzelnen freien Mannes hinzuweisen. Die Namen -kappel, -kirch, -zell bezeichnen natürlich Gründungen der Kirche [meist ca. 800—1200]. Besonders von den Klöstern aus ist viel Boden urbar gemacht worden und hat man viele Ortschaften gegründet: Kappel im Amt, bei Elgg (Zürich), Kappel im Toggenburg, im Kt. Solothurn, Kilchberg [Zürich, Bern], Kirchberg [Bern, St. Gallen], Appenzell [Abbatis cella] = Abtszelle (des Klosters St. Gallen), Zell [Luzern, Zürich], Klingenzell [bei Mammern], Willerzell bei Einsiedeln; ferner Radolfzell [Bodensee], Oberzell [Insel Reichenau], Krugzell und Gutenzell am Iller; Holzkirchen, Höhenkirchen, Feldkirchen, München, Zell, Inzell, Peterskirchen, Walperskirchen, Hofkirchen, Taufkirchen [in

* Herrührend von der anglisch-warnischen Einwanderung aus Schleswig.

Ober-Bayern]. Ungefähr auf den gleichen Zeitraum fällt die Gründung vieler Burgen. Diesen haben natürlich die Namen auf -burg ihre Entstehung zu verdanken. Freiburg ist die Burg der Freien; Offenburg bedeutet die offene Burg, d. i. diejenige, die im Mittelalter jeden ins Bürgerrecht aufnahm; Würzburg [Wirzipurch] ist der Name für eine Burg auf einer Anhöhe.

Etwa mit dem 12. oder 13. Jahrhundert ist die Erschließung des anbaufähigen Landes in der Hauptsache vollendet und die Gründung der Höfe, Weiler und Dörfer im großen ganzen vollzogen. Im Kt. Zürich allein sollen die Alamannen schätzungsweise 3000 Höfe, 100 Weiler und 20 Dörfer gegründet haben. Mit der Zeit sind viele dieser ersten Höfe zu Weilern, viele Weiler zu Dörfern geworden, ja einzelne Niederlassungen sind sogar zu Städten angewachsen. Andere freilich sind auch wieder verschwunden.

Welche ungeheure Arbeit liegt in diesen Gründungen, wieviel Schweiß klebt gleichsam an jeder Scholle fruchtbaren Landes, wie verdanken wir nicht fast alles, was wir sehen und genießen, wo wir wohnen und gehen, unzähligen Unbekannten und Unbenannten, die vor uns gegangen sind!

Wie fast jeder Fuß kulturfähigen Bodens der Wildnis und dem Sumpf abgerungen werden mußte, welche ungeheure Mühe es brauchte, das Land der Kultur zu erschließen, läßt Schiller den Stauffacher im Wilhelm Tell durch folgende Worte poetisch ausdrücken:

— „Wir haben diesen Boden uns erschaffen
Durch unsrer Hände Fleiß, den alten Wald,
Der sonst der Bären wilde Wohnung war,
Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
Die Brut des Drachen haben wir getötet,
Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
Die ewig grau um diese Wildnis hing,
Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
Dem Wandersmann den sichern Steg geleitet;
Unser ist durch tausendjährigen Besitz
Der Boden — und [ein] . . . ?“

3. Von den religiösen Anschauungen der Germanen.

Wie aus den Ortsnamen sich zum Teil die bis in die Gegenwart wirkenden Lebensverhältnisse unserer Vorfahren offenbaren, so erinnern uns eine ganze Anzahl alltäglich gebrauchter

Wörter an das religiöse Empfinden in uralten Zeiten, an Anschauungen und Gebräuche, die sich seit 1500, 2000 und mehr Jahren teilweise bis zur jetzigen Zeit zähe bewahrt haben.

Auch bei den alten Germanen scheint, wie bei den meisten Völkern, das Geheimnis des Todes den Anstoß zu mystischem Denken gegeben zu haben, ja man hat als den Ursprung des ganzen Kultus überhaupt wahrscheinlich den Totenkult anzunehmen. Man konnte sich das Entfliehen des Lebens nicht erklären. Da z. B. durch die Ansteckung Lebende vielfach rasch dem Verstorbenen folgten, so fürchtete man sich vor den Dahingeschiedenen; man glaubte, daß sie andere in den Tod nachziehen können. Es scheint, daß durch die Leichenverbrennung oder durch die schweren Grabsteine dem Toten die Wiederkehr verunmöglicht werden sollte. Man wollte ihn vollständig unschädlich machen. Um ihn von der Rückkehr abzuhalten und es ihm zu ermöglichen, ähnlich wie vorher weiterzuleben, gab man ihm Gebrauchs- und Schmuckgegenstände mit, bot ihm noch Speise und Trank und feierte im Totenmahl mit ihm den Abschied. Vielfach wurden Tiere geopfert, ja in den ältesten Zeiten folgten auch Knechte und bei einzelnen Stämmen sogar Frauen dem Herrn in den Tod. Sie mußten ihm auch im jenseitigen Leben dienen. Die vom Toten ausgehauchte Seele, d. i. das entflohe Lebe [auch das Wort „Geist“ hat nach Weigand die Grundbedeutung „bewegender, belebender Hauch“], fristete in einem Tiere [Kröte, Spinne, Schlange, Schwan, Elster, Hase, Fuchs, Katze, Hund, Stier, Pferd u. a. kamen in Betracht] oder auch in einem Baume ein weiteres Dasein. Besonders Eichen und Linden waren daher geheilige Bäume. Aus diesen Baumbeseelungen entstanden die Waldgeister. Auch die Gewässer, Berge, Felder und Wohnungen dienten den Seelen als Aufenthalt. Wo Menschen dem Tode erlagen, da existierten sie auch in einer Art Halbleben weiter [man vergl. viele Sagen, z. B. von H. Herzog, Schweizersagen: Die Nixe des Hüttensees und Das Wasserfräulein bei Zug], ja sie konnten unter Umständen ihr ursprüngliches Leben wieder erhalten [Märchen vom Rotkäppchen]. Da mit dem letzten Atemhauch das Leben den Menschen verläßt, so war der Wind ein Heer von Seelen. Im Winde äußerte sich noch das Leben der Verstorbenen. Bei Windstille waren die Berge die Ruhestätten ihrer Seelen; bei Wind oder Sturm dagegen zogen sie umher. [Das wilde Heer.] Aus den Bergen kamen sie hervor, und dorthin kehrten sie zurück.

Alle diese Wesen nannte man die elfischen Geister. Diese, d. h. die Elfen, Nixen, Zwerge, Holz- und Wichtelmännchen, Kobolde, und wie man sie genannt hat, sind also ursprünglich Personifikationen der Seelen der Dahingeschiedenen. Sie spielten den Menschen allerlei Schabernack. Jetzt noch wird an vielen Orten vor der Hochzeit der Polterabend gefeiert. Durch Poltern sollen die bösen Hausgeister [Kobolde = im Hause waltende, zwerghafte, häßliche Gestalten] aus dem Hause vertrieben werden. Gutartiger, wenn auch ebenso häßlich, waren die Wichtelmännchen [Wicht = Geschöpf, Wesen (vgl. indessen Bösewicht)], Heinzelmännchen = Heimwichte. Sie arbeiteten heimlich für die Menschen und brachten ihnen Reichtum, aber auch Gesundheit. [Der Schuhmacher und die Zwerge.] Die Seelen von Ermordeten oder von Verstorbenen, die ein unruhiges Leben geführt haben, können keine Ruhe finden und kehren in Menschengestalt als Gespenster wieder. Auch die Seele eines Lebenden, Mare oder Alpe genannt, konnte während des Schlafes für Stunden den Körper verlassen, sich auf die Brust eines andern Schlafenden setzen und ihn in schweren Träumen ängstigen und quälen. [Alpdrücken.]

Vielleicht sind auch der Werwolf und die erst viel später auftretenden Hexen ursprünglich als solche Gespenster aufzufassen. Andere sind der Ansicht, daß die Hexen ihrem Ursprunge nach heidnische Waldgottheiten gewesen seien, die dann erst das Christentum in den Ruf verabscheungswürdiger, zauberkundiger, meist häßlicher Frauen gebracht habe. Ihr mehr harmloser aber neckischer Charakter ergibt sich aus dem Ausdruck: Es ist alles wie verhext — die Hexen haben die Dinge umgestellt, so daß man sie fast nicht findet, oder sonst allerlei Hindernisse in den Weg gelegt — ; ihre gefährliche Natur dagegen offenbart sich durch den Hexenschuß.

Die großen, furchterregenden Naturgewalten wurden namentlich im Norden als Riesen personifiziert. Noch jetzt spricht man von Hünengräbern, und im Volke nährt man bis in die Gegenwart den Glauben an riesige Geschlechter früherer Zeiten. Die Ausgrabungen haben aber ergeben, daß die in diesen Steinengräbern Bestatteten keineswegs einem Riesengeschlechte angehörten.*

* Das Wort Hüne = Heune bedeutet im Friesischen einen Toten; Hünengrab ist somit ein Pleonasmus. Aber der Tote, dem zu Ehren man ein so gewaltiges Grab bereitete, war wohl ein Heerführer oder Fürst, der ein besonderes Ansehen genoß; denn gewöhnliche Sterbliche setzte man

Diese rohen, pappelgroßen, aber nicht gerade mit bemerkenswerten geistigen Fähigkeiten ausgestatteten Riesen, denen der Krieg das Lebenselement war, wurden dann durch höhere, mit der Zeit immer mehr idealisierte Götter verdrängt. Der oberste Gott, dem Zeus der Griechen und dem Jupiter der Römer entsprechend, scheint einst Ziu [Tiw, Tyr], urgermanisch Tiuz gewesen zu sein. Der Stamm des Wortes hängt mit der urgermanischen Wortwurzel *div* = leuchten zusammen und hat den Sinn „Gott des Himmels und des Lichtes“ [sanskrit. *div* = Himmel, *dēvā* = Gott, lat. *deus* [vergl. ferner it. *Dio*, fr. *Dieu*, frz. *la déesse*, sowie *divine* und *Diva* = gottbegnadete Sängerin]. Im schweizerisch-alamannischen *Zistig* = *Ziustag* [vergl. engl. *Tuesday* (spr. *tjusdeh*)] ist sein Name bis jetzt erhalten geblieben.

Schon in vorgeschichtlicher Zeit jedoch ist der allgemein germanische Himmelsgott zu einem Gott des Krieges und der Volks- und Gerichtsverhandlungen herabgesunken. Als der einarmige Gott des Schwertes ist er unter dem Namen Mars *Thing-sus* an die Stelle des Kriegsgottes Mars getreten. An dem ihm geweihten Tag haben wahrscheinlich die Volksversammlungen stattgefunden; auch mag er zum Beginne kriegerischer Unternehmungen benutzt worden sein. [Heinrich IV. z. B. begann alle seine Kämpfe an einem Dienstag.] Fränkisch-sächsisch wurde der Tag *Dingstag* genannt, und daraus ist unser Dienstag entstanden. Es entspricht darnach das Wort *Dienstag* dem italienischen *martedì* oder dem französischen *mardi* = *Marstag*. Offenbar ist es aus Niederdeutschland eingedrungen; noch bei Luther z. B. hieß es *Dinstag*; in Mitteldeutschland nahm es dann ca. um 1600 die Form *Dienstag* an.

In der späteren germanischen Zeit ist Wodan, oberdeutsch *Wuotan*, nordisch *Odhin*, der höchste germanische Gott. Wahrscheinlich ist er seinem Ursprunge nach eine niederdeutsche Personifikation des Sturmes; denn der Name leitet sich ab von *watan* = *wehen*. An der Spitze der Geister [Wilde Jagd] ritt

in einer einfachen kleinen Urne bei. Noch jetzt können wir uns nicht erklären, mit welchen Transportmitteln die Germanen der Steinzeit die bis 400 Zentner schweren Granitfindlinge an ihren Bestimmungsort gebracht haben, und wir begreifen daher, daß spätere Geschlechter, welche die Namen der Toten und deren einst genossenes Ansehen nicht kannten, mit Bewunderung auf die gewaltigen Steinkolosse einer längst entschwundenen Zeit schauten und sich als Erbauer solcher Denkmäler nur Riesen vorstellen konnten.

er, Glück und Unglück bringend, über das Land. Erst nach und nach wurde er mit den für den Göttervater noch nötigen himmlischen Eigenschaften ausgerüstet. Vor allem wurde er auch zum obersten Kriegsgott. Der nach ihm benannte Tag war der Wodanesdag [im 4. oder 5. Jahrh., niederdeutsch], das sich im holländischen woensdag und im englischen Wednesday noch erhalten hat. Es mußte natürlich der christlichen Kirche vor allem daran gelegen sein, den germanischen Hauptgott aus der Gedankenwelt des Volkes zu verdrängen, und so wurde der Name des heidnischen Wodantages durch den farblosen christlichen Mittwoch [mittelhochdeutsch „diu mittewoche“] ersetzt. Dem Einfluß der Kirche ist es offenbar auch zuzuschreiben, daß jetzt der Mittwoch als ein verrufener Tag gilt. Die Wölfe und die Hunde, die mächtigsten Leichenbestatter der deutschen Wälder, waren ursprünglich Vertreter Wodans und später geheilige Tiere seines Gefolges.

Zu dem ursprünglichen Windgotte dachte man sich wohl auch eine weibliche Gottheit hinzu, die vielleicht in der Windsbraut der Sage, in der gejagten Wolke, zu erkennen ist. Auch von der Frija [Frigg], der Gemahlin Wodans, scheint man indessen angenommen zu haben, daß sie in dieser Gestalt erscheinen könne. Ihr Name läßt sich vielleicht mit „die Liebliche“ wiedergeben; denn das Wort ist mit dem sansk. *priya* = „gütig, lieb“ verwandt. Darnach würde der nach ihr benannte Freitag [Frintag, mundartlich Fritig, engl. Friday] dem Sinn nach mit dem italienischen *venerdì* und dem französischen *vendredi* = dies *Veneris* = „Tag der Venus“ übereinstimmen. Sie war die Himmelskönigin, die Schützerin des häuslichen Herdes, die Göttin der Heilkunde. Wie Frau Berchta war auch sie vor allem am Spinnrocken tätig; wie Frau Holle jagte sie geisterhaft durch die Lüfte, namentlich in den zwölf Nächten, und führte den Zug der Seelen. Es wird daher, wie schon erwähnt, auch angenommen, daß die Sagen von Frau Berchta und Frau Holle auf die Frigg zurückzuführen oder daß diese Göttinnen ihr wenigstens verwandt gewesen seien. Ganz ähnlich der Frigg war die nordische Freya. Ihr Wagen war von einem Katzenpaar gezogen. Es scheint, daß die Katze schon sehr frühzeitig ein Lieblingstier der Frauen gewesen ist.

Neben Wodan genoß dessen Sohn Thor, Thuner, Donar, das größte Ansehen. Auf einem leichten Wagen, der von zwei Ziegenböcken gezogen war, durchraste dieser riesige, rotbärtige Gewittergott in Sturmeseile den Himmelsraum. In der Rechten

hielt er einen mächtigen Steinhammer, der von dem Gotte geschleudert stets sein Ziel erreichte, aber auch immer wieder in seine Hand zurückkehrte. Diesem volkstümlichsten Gott zu Ehren erhielt der heiligste Tag der Germanen den Namen Donnerstag [engl. Thursday]. Eine ganze Anzahl der Züge Donars sind später auf den Teufel übertragen worden.

Denken wir endlich noch daran, daß Sonntag und Montag nach den beiden für uns wichtigsten Gestirnen Sonne und Mond benannt sind, so lassen uns die Namen dieser Wochentage allein schon erkennen, wie nachhaltig die Erscheinungen der Natur das Gemüts- und Geistesleben der alten Germanen beeinflußt haben. Für das Wort Samstag glaubt man an einen Zusammenhang mit Sabbatstag. Da dieser Tag keiner besondern Gottheit geweiht war, hatte er auch keinen germanischen Namen. Die Römer nannten ihn Saturnstag [vergl. engl. Saturday, niederl. zaterdag].

Die germanische Zeitrechnung war durch den Mondlauf bestimmt. Offenbar bildete der Mond mit seinem regelmäßigen Phasenwechsel das einfachere und auffälligere Maß für die Zeit als die freilich viel wichtigere und daher auch von allen Völkern verehrte Sonne; immerhin hat man natürlich den durch diese bedingten Wechsel der Jahreszeiten auch frühzeitig beobachtet und darnach dann 12 Mondumläufe = Monde = Monate zu einem Mondjahr zusammengefaßt. Den Verhältnissen entsprechend hatte der Monat 29 oder 30 Tage [Mondumlauf = $29\frac{1}{2}$ Tage] oder vielmehr Nächte; denn man zählte natürlich diese. Man rechnete den Tag nicht vom Morgen [Sonnenaufgang] an, sondern vom Abend [Mondaufgang]. [Wer erinnert sich übrigens da nicht der kleinen Kinder, denen man die Zeit auch zu veranschaulichen sucht, indem man ihnen angibt, daß sie noch so und so manchmal zu schlafen haben!] Im Mhd. heißt es regelmäßig für acht Tage „siben naht“ und für vierzehn Tage „vierzehen naht“. Einen Nachklang dieser Verhältnisse haben wir auch in den Bezeichnungen Weihnachten, Fastnacht und Zwölfnächte. Wahrscheinlich dem Mondumlauf entsprechend hat man den Monat in vier Wochen zerlegt [Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel]; denn es scheint, daß die Grundbedeutung von Woche gleich ist dem Worte „Wechsel“. Das germanische Mondjahr zählte 353 Nächte. Die zum Ausgleich mit dem Sonnenjahr nötigen 12 Nächte wurden an den Anfang des neuen Jahres gesetzt, das damals mit dem 26. Dezember begann. Noch jetzt gelten sie als „Schicksalstage“ für

das betreffende Jahr. [26. Dezember bis 6. Januar]. — Die Sonne wurde durch das Feuer symbolisch verehrt. Der Anbruch des Frühlings namentlich wurde durch Freudenfeuer und durch in die Höhe geworfene brennende Holzscheiben gefeiert. In den Fastnachtfeuern hat sich der Brauch bis in die Gegenwart erhalten.

Um sich die Götter günstig zu stimmen, brachte man ihnen Speise, d. h. Opfer dar, in ältester Zeit vor allem Menschen-, später dann allgemeiner die diese vertretenden Tieropfer [für jeden Gott bestimmte, ihm heilige Tiere], ferner auch Frucht- opfer. Die Tiere, welche man opfern durfte, wurden zébar genannt. Dieses Wort steckt noch in „Ungeziefer“ = ohne zébar, d. h. unreine Tiere, die sich zum Opfern nicht eigneten. Da diese zugleich auch die kleineren Tiere waren, so blieb die Bezeichnung nach und nach nur für diese und wurde dann besonders auf die schädlichen Insekten übertragen. In heiligen Hainen, besonders unter mächtigen Eichen und Linden, ferner namentlich auch auf Felsvorsprüngen waren die Opferplätze. Das Opferfleisch wurde, wenigstens in späteren Zeiten, in Kesseln gesotten. Die Opferfeste selbst gipfelten immer in Schmäusen und Gelagen. Die [geschlossene] Gesellschaft, die daran teilnahm, wurde Gilde genannt. Dem Götter wurde nur ein bestimmter Teil als Opfer dargebracht, das übrige verzehrten die Opfernden selber. Offenbar mußte zu dem gemeinsamen Opferschmaus von jedem Teilnehmer in bestimmtem Maße beigesteuert werden. Daß das Opferfest in geschlossener Gesellschaft stattfand, läßt sich begreifen, wenn man daran denkt, daß das Opfer doch nur eine Gabe einer Sippe oder eines Stammes war, dazu bestimmt, die Götter nur gerade für sich allein wohlwollend zu stimmen, damit das Unheil andere treffe. So z. B. ist in vielen Beschwörungsformeln die Rede von den 99 Fiebern, d. h. von den zahllosen, ihrem Wesen nach unbekannten Krankheitserregern, die als Menschen oder als Götter angeredet und gebeten werden, sich von dem eigenen Hause zu dem des Nachbarn hin zu entfernen.

Im übrigen war das Leben der Germanen von einem tiefwurzelnden Glauben an das Schicksal beeinflußt. Besonders in der nordischen Mythologie ist dieser Zug stark ausgebildet. Drei Nonnen [ursprünglich war es wahrscheinlich nur eine] spannen und woben die Geschicke der Menschen. Vielleicht nach griechischem Vorbild wurde dann ihre Tätigkeit geregelt, die eine knüpfte bei der Geburt des Menschen einen Faden an,

die andere wob ihn und die dritte schnitt ihn beim Tode ab. Offenbar hat man sich vorgestellt, je länger, verworrener und verknüpfter der Faden sei, desto länger, verworrener und mannigfaltiger sei auch das Menschenschicksal. Wahrscheinlich ist ebenso uralt die Vorstellung, daß bei der Geburt eines Menschen ein „Lebenslicht“ angezündet werde. Wurde es ausgeblasen, so erlosch damit auch das Leben des Betreffenden.

Wie sich aus diesem Schicksalsglauben ergibt, zeigte sich also schon bei den alten Germanen der fast in allen Religionen herrschende Zwiespalt: man glaubt, daß dem Menschen ein unabänderliches Schicksal bestimmt sei [„Auch sind die Haare auf eurem Haupte alle gezählt“ (Ev. Lucä 12. 7)], Prädestination [Augustinus, Calvin], Fatalismus [Mohamedaner]. „Es hätt halt eso müese si“; „Und jedes fällt, wie's Gott gefällt“ (Aus dem Säerspruch von C. F. Meyer).

Nach ewigen, ehernen
Großen Gesetzen
Müssen wir alle
Unseres Daseins
Kreise vollenden. Goethe.

Trotzdem man aber das Gefühl hat, dem Schicksal gegenüber ohnmächtig zu sein, will man es doch durch Beschwörungsformeln, Gebete und Opfer beeinflussen. — Übrigens halte man dieser Auffassung folgende Aussprüche gegenüber: „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne“; „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich“. [Aus Schillers „Wallenstein“.]

Ein besonderer Zug dieses Glaubens an das Schicksal war das Bestreben, es durch bestimmte Anzeichen zu erfahren. Seine Erforschung und Voraussagung war ein Hauptbestandteil des Kultus. Besonders Frauen schrieb man prophetische Gaben zu, und von jeher scheinen denn auch Frauen [nicht als Priesterinnen] an den wichtigsten religiösen Handlungen, den Weissagungen, teilgenommen zu haben [vergl. überdies Pythia, Vestalinnen].

Diese das Schicksal voraus verkündenden Anzeichen sind es auch namentlich, welche auch die Menschen der Gegenwart noch beschäftigen. Der Ruf der Eule verkündet Unheil; das Umherflattern der Raben um ein Haus und ihr Gekrächze auf dessen Dach bedeutet, daß bald jemand in dem Hause sterben wird. Schon bei den alten Germanen waren die Eulen und die Raben Totenvögel. Im uralten Volksglauben galt die Eule als die Seele eines Menschen, wahrscheinlich vor allem eines solchen, der im Waldesdickicht den Tod erlitten; der klagende

Ruf war auch ganz dazu angetan, aus ihm die Klage eines Unglücklichen herauszuhören. Die Seele eines Verstorbenen aber zog einen in den Tod nach. Die Raben betrachtete man als die heiligen Vögel Wodans. Man scheute sie als die Vertreter des Totengottes, als welche sie Unglück prophezeien. Indem sie um eine Stätte fliegen, riechen sie gleichsam schon das Aas desjenigen, der sterben wird. Daß sie vom Aas angelockt werden, wird z. B. auch durch die Sage ausgedrückt, nach welcher die Raben um den Berg der Toten [Kyffhäuser] herumflattern. Jetzt noch deutet die Bezeichnung „Unglücksrabe“ darauf hin, daß man den Raben als einen Unheilverkünder betrachtet. — Sowohl bei indogermanischen als auch semitischen Völkern standen die Tauben, besonders die weißen, in höchstem Ansehen. Auch sie galten als die Verkörperung der Seele von Verstorbenen. Daß in den Märchen und Sagen so häufig von Tauben die Rede ist * und ferner auch, daß z. B. der heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube erscheint, wurzelt noch in jenen uralten Anschauungen. Auch die Geschichten von den „verwunschenen Prinzessinnen“, welche in der Gestalt einer Eule die Stunde der Erlösung herbeisehnen, oder von den Nymphen [Schwanenjungfrauen, Walküren], die ihres Schwanenkleides und damit der Verwandlungsfähigkeit beraubt, dann Menschen bleiben müssen, bis sie wieder in den Besitz des sie verwandelnden Kleinodes gelangt sind, deuten uns an, daß Tiere und Menschen nur als verschiedene Verkörperungen der Seele betrachtet wurden. Die Fähigkeit der Verwandlung in die Gestalt anderer Tiere, vorzugsweise aber die von Menschen, wurde vor allem auch den Zugvögeln zuerkannt, deren Verschwinden und Wiedererscheinen man sich auf diese Art erklärte. Aus dieser Auffassung läßt sich auch verstehen, daß man vom Storch, von der Schwalbe und vom Kuckuck glaubte, sie seien imstande, die Zukunft zu verkünden. Daß man sagt, der Storch bringe die kleinen Kinder, die Schwalben schützen das Haus, an dem sie nisten, vor Feuersgefahr, und ferner, man habe das ganze Jahr Geld „genug“, wenn man beim Hören des ersten Kuckuckrufes viel solches bei sich trage, sind bis in die Gegenwart erhaltene Reste uralten Volksglaubens. Aus

So z. B. erzählt die Sage von der Mordtat bei Greifensee [1444]: Als man den Hauptmann köpfte, war da von Stund an ein wundersamer schneeweißer Vogel gleich einer schönen Taube. . . . Und so mancher nun enthauptet wurde, so mancher weiße Vogel, dem ersten ähnlich, kam und flog um den Leichnam ob allem Volke.

der Zahl dieser Rufe schloß man auf die Länge des menschlichen Lebens; aber auch für andere „Lebensfragen“ ließ man sich vom Kuckuck orakeln. Seine frühere Bedeutung als Totenvogel ergibt sich aus der heute noch häufig geäußerten Verwünschung: Der Kuckuck soll ihn holen. [Durch das Christentum ist dann der Kuckuck der Vogel des Teufels geworden]. Auf seine Verwandlungsfähigkeit deutet die jetzt noch vielfach verbreitete Anschauung, er werde während des Blühens der Kirschbäume zu einem Sperber. Auch der Schwan hatte die Gabe, Zukünftiges zu erkennen. Durch seinen Gesang verkündete er seinen nahen Tod; daher bezeichnet man noch jetzt das letzte bedeutende Werk eines Dichters oder Musikers, das er noch unmittelbar vor seinem Tode verfaßt hat, als seinen Schwanengesang. Wenn uns eine Ahnung beschleicht, brauchen wir die Wendung: „Mir schwant“ [z. B. im Tell, Walter Fürst zu Melchtal: „Der Unglückselige, ich darf ihm nicht gestehen, was mir Böses schwant“].

In der Sagenwelt spielt, dem germanischen Volksglauben entsprechend, die Schlange eine sehr wichtige Rolle. Ihre staunenswerte Gewandtheit, ihre sonderbare Lebensweise, das Unheimliche und Gefährliche ihres Wesens hatten natürlich zur Folge, daß man sich vor ihr fürchtete und sie durch Opfer gut zu erhalten suchte. Im altdeutschen Hause gab man der Schlange Milch, die alte Opferspeise zu trinken und hütete sich, dem Reptil etwas anzutun. Wenn also die Sage z. B. erzählt, daß in Greifensee eine Schlange mit einem kleinen Kinde gemeinsam aus einem Schüsselchen Milch getrunken habe, oder ferner, daß in Maihausen [Luzern] ein Dienstmädchen, das beim Melken eine Schlange habe Milch läppern lassen, von dem seltsamen Gast mit Glück und der kostbaren Schlangenkrone belohnt worden sei, so berichtet sie damit von einem Grundzug der germanischen Mythologie. Wie alle das Erdreich bewohnenden Tiere, glaubte man auch die Schlangen im Besitz ungeheurer Schätze; auch war man der Ansicht, daß sie in einem geordneten Staate leben [Schlangenkönig und Schlangenkönigin] und sehr schlaue Tiere seien. Das Christentum hat ihnen diese letztere Eigenschaft gelassen, sie aber im übrigen des gutmütigen Charakters beraubt [Sündenfall]. An die Stelle der Schlange trat später die Kröte. [Vielleicht hängt das mit der größern Häufigkeit der Kröten oder mit veränderten Wohn- und Siedelungsverhältnissen der Bewohner zusammen; vielleicht hat sich damit auch mehr die Anschauung bestimmter Stämme

gegenüber derjenigen anderer durchgesetzt]. Ist nicht in der Sage von Kaiser Karl und der Schlange dieser Kern auch enthalten? Die Eigenschaft der Schlange als Schatzhüterin und als gutgeartetes Tier ergibt sich daraus, daß sie aus Dankbarkeit in den Pokal des Kaisers einen kostbaren Edelstein fallen ließ.

Als das vornehmste Tier galt schon in den ältesten Zeiten das Pferd. Seine Größe und Schönheit, die außerordentliche Schnelligkeit und der feine Ortssinn, seine Klugheit und seine große Verwendbarkeit machten es schon zum edelsten und begehrtesten Tiere des germanischen Altertums. Es galt neben dem Menschen als das auserwählteste Opfer, das man den Göttern darbringen konnte. Das Christentum hat denn auch seinen Kampf geführt gegen die Verehrung des Pferdes und gegen seine Verwendung als Opfertier und auch erreicht, daß auch in der Gegenwart noch viele Leute einen Widerwillen haben gegen das Pferdefleisch; das Hufeisen als Glückszeichen dagegen wird allseitig anerkannt, trotzdem auch darin ein Zug uralten Heidenglaubens steckt.

Welch zähen Kampf Christen- und Heidentum miteinander kämpften, wird uns im Ekkehard in kaum zu übertreffender Art veranschaulicht. Drei weißgebleichte Pferdeschädel grinzen gespenstig von den Pfeilern der Wand der Behausung herab, in der die Waldfrau wohnte. Über dem Opferplatz auf dem Felsvorsprung breitete eine mächtige Eiche ihre dunklen Äste aus. Ein Haupt, wie das eines Pferdes, war an den Eichstamm genagelt, Spieße standen über dem Feuer, Knochen lagen umher. In einem Gefäß war Blut. Als die Sonne ihre ersten Strahlen vergüldend über die Berge warf und der feurige Ball emporzusteigen begann, da sprang die Waldfrau auf, „die Männer erhoben sich schweigend; sie schwang einen Strauß von Mistel und Tannreis, tauchte ihn in das Gefäß mit Blut, sprengte dreimal der Sonne entgegen, dreimal über die Männer, dann goß sie des Gefäßes Inhalt in das Wurzelwerk der Eiche“.

Auf die Frage Ekkehards: „Wer sind Eure Götter?“ antwortet die Alte:

Das müßt Ihr wissen . . . „Ihr habt sie vertrieben und in den See gebannt: in der Fluten Tiefe liegt alles begraben, der Hort alter Zeiten und die alten Götter, wir sehen sie nicht mehr und wissen nur noch die Plätze, wo unsere Väter sie verehrt, eh' der Franke kam und die Männer in den Kutten. Aber wenn der Wind die Wipfel des Eichbaums droben schüttelt, dann kommt's wie Stimmen durch die Lüfte, das ist ihr Klagen

— und in gefeiten Nächten rauscht und brausen es, und der Wald leuchtet, Schlangen winden sich an den Stämmen empor, da jagt's über die Berge wie ein Zug verzweifelter Geister, die nach der alten Heimat schauen . . .

Am Herde der Waldfrau hatte es einen behauenen Stein. Es war ein römischer Altar. Er hätte mancherlei antworten können, „wenn Steine Zungen hätten. Es haftet ein gut Teil Geschichte an solch verwittertem Gebild. Was lehrt es? Daß der Menschen Geschlechter kommen und zergehen wie die Blätter, die der Frühling bringt und der Herbst verweht, und daß ihr Denken und Tun nur eine Spanne weit reicht; dann kommen andere und reden in andern Zungen und schaffen in andern Formen; Heiliges wird geächtet, Geächtetes heilig, neue Götter steigen auf den Thron: wohl ihnen, wenn er nicht über allzuviel Opfern sich aufrichtet . . .“

4. Aus dem täglichen Leben der Germanen.

„Wer die ältesten Spuren der Menschen kennen lernen will, der muß tief hinuntersteigen in die Schachte der Vergangenheit, in eine Zeit, aus welcher nicht einmal der Laut der Sage zu uns herübertönt“. [Heierli.] Wenn die Schätzungen auch nur einigermaßen richtig sind, daß die Erde schon auf ein Alter von etwa 10,000,000 bis 100,000,000 Jahre zurückblicken könne und daß sie wahrscheinlich schon etwa seit 200,000 bis 1 Million Jahren von Menschen bewohnt sei, so können wir daraus ermessen, wie viele ungezählte Geschlechter gelebt haben und verschollen sind, bis der Zeitabschnitt der Geschichte beginnt. Und doch haben auch jene Unbekannten, Vergessenen an den Grundlagen „unserer Kultur“ gearbeitet. „Schon während der Eiszeit lebte der Mensch in Europa; und mit dem Zurückweichen der Gletscher nahm er auch Besitz von unsren Gegenden.“ [Heierli.] Aber die „Herren“ der Erde fristeten in jenen Zeiten ein Leben, das jedenfalls nicht viel über demjenigen der Tiere stand.

„Noch verstanden sie nicht zu behandeln die Dinge mit Feuer, Nicht der Felle Gebrauch und in Raub sich der Tiere zu kleiden; Sondern bewohnten die Büsche, die Wälder und Höhlen der Berge, Bargen unter Gesträuch die schmutzigen Leiber, gezwungen Sich vor Regen und Wut der stürmischen Winde zu schützen.“

Lucretius.

Auch in den germanischen Ländern haben die Ureinwohner in Höhlen gelebt. Die Hände, die Nägel, die Zähne, sowie Steine und Knüttel von Bäumen waren die natürlichen Waffen. Die Metalle waren noch unbekannt; die Geräte mußten aus Stein und Holz hergestellt werden. Alle uns bekannten bewohnten Gegenden haben vor der Anwendung von Metallen eine Steinzeit durchgemacht. Nach und nach lernte man einfache Holzhütten bauen. In der frühesten Form, in der sie uns bekannt sind, waren es Wohngruben, d. h. sie bestanden aus einer Grube, über die sich unmittelbar vom Erdboden mittelst Sparren ein Dach erhob. Dieses war mit Lehm und Rasen gefestigt und gedeckt. In der vorrömischen Eisenzeit wurde dann, vielleicht durch keltischen Einfluß, der Wohnungsbau verbessert. Man war nun imstande, Pfähle einzurammen. Es wurden vor allem als Eckpfosten vier Stämme senkrecht in den Boden getrieben. Das weitere Vorgehen war dann verschieden. Vorzugsweise wurden in bestimmten Abständen von den Hauptpfählen noch andere eingerammt. Durch Äste und Zweige, dann auch durch Flechtwerk wurden die Zwischenräume ausgefüllt. Hineingestopftes Moos und ein Lehm bewurf machten, daß die Wohnstätte noch besser Schutz gewährte. Es gab auch Hütten, deren Wände aus dicht aufrecht nebeneinanderstehenden Stämmen bestanden. Im Süden scheint man eher das Blockhaus, dessen Balken übereinanderliegen, bevorzugt zu haben. Der Fußboden bestand aus dem festgestampften natürlichen Boden. Ruhte das ganze Haus auf Pfählen, wie das in Süddeutschland vorkam, so mußte natürlich sowieso ein Holzboden angebracht werden. Als warmen Aufenthaltsort für den Winter und als Weberaum für die Frauen, sowie als Vorratsraum, verwendete man außer den Hütten vielfach noch gedeckte Gruben.

Trotz den ganz veränderten Bau- und Wohnverhältnissen der Gegenwart spricht man auch jetzt noch von den vier Pfählen, und die Bedeutung und die Wichtigkeit der Wohnstätten ergibt sich zum Teil ohne weiteres aus dem Sinn der Bezeichnungen. „Haus“ bedeutet wahrscheinlich das „Bergende“, d. h. das, in dem man vor der Unbill der Witterung und vor den Tieren geschützt war; verwandt damit ist „Hütte“, d. i. etwas Hüllendes, Schützendes. „Wohnen“ hat vermutlich den Sinn „sich irgendwo erfreuen“; die Wohnstätte wäre demnach der Ort, „in dem man sich freut, an dem man Gefallen findet“. Das Wort geht auf die indogermanische Wurzel „wen“ zurück, die sich auch noch im ahd. *wini* = Freund [vergl. *Edwin*], im lat. *Venus* = Göttin

der Liebe und im sanskrit. *váñas* = Lust vorfindet. Aus der Bezeichnung „Stockwerk“ geht eigentlich jetzt noch hervor, daß man zum Bau der Häuser Baumstöcke, d. h. Baumstämme in den Boden rammte und sie durch Flechtwerk verband. Meist enthielt die ganze Behausung nur einen Raum. Hatte sie verschiedene Abteilungen, so nannte man eine solche ein Fach; das Haus stand unter „Dach und Fach“, war also gedeckt, und es waren mehrere Abteilungen eingefügt. Zur Zeit der Völkerwanderung scheinen die Germanen die wichtigsten Bestandteile zum Bau ihrer Hütten auch mitgeführt zu haben. Bedenkt man, wie unvollkommen die Werkzeuge damals noch waren und welche gewaltige Arbeit es erforderte, das Balkenwerk herzurichten, so läßt sich das begreifen. Wahrscheinlich hat man mit dem Namen „Zimmer“ ursprünglich dieses zum Bau notwendige Holzmaterial bezeichnet. Später ist dann der Begriff auf den Wohnraum übertragen und dann auch beibehalten worden, als man gar kein Holzwerk mehr dazu verwendete. Das Zimmer, das erwärmt werden konnte, wurde später Stube genannt. Ofen und Stube [ital. *la stufa* = der Ofen] sind verwandte Wörter. In den frühesten Zeiten diente der Ofen, dessen Urform ein großes topfartiges Gefäß war, nur zum Backen, Schmieden und Brennen des Geschirres; die Erwärmung des Raumes ging von dem in der Mitte stehenden Herde aus. Übrigens ist sie im Winter jedenfalls meist mangelhaft gewesen; denn die Hütte war nach oben nur durch das Dach abgeschlossen, die Decke fehlte also. In den Wänden hatte es freilich, die Tür ausgenommen, keine Öffnung; nur im Dache waren einige Löcher angebracht. „Augentüren“ wurden sie von den Goten genannt, „Windlöcher oder Windaugen“ von germanischen Stämmen [engl. jetzt noch *window* für Fenster]. In den Seitenwänden angebrachte größere Fenster sind erst durch die Römer bekannt geworden.

Als Türverschluß diente nur der Riegel. Daher stammt noch die Redensart: einem einen „Riegel vorschieben“, d. h. machen, daß einer nicht herein kann, ihn verhindern, etwas Beabsichtigtes auszuführen [vergl. im Tell: Bald tät es not, wir hätten Schloß und Riegel an den Türen].

Der Leib — das Wort Körper [corpus] lernte man erst von den Römern kennen — bedeutet ursprünglich „das Leben“. Er war geschützt durch das Gewand, d. h. durch das sich um den Körper Windende. Hemd aus *hama* = Kleid, Hülle, Haut bezeichnet eigentlich ein langes Unterkleid, das auf bloßem

Leibe getragen wurde. Etwa gleichbedeutend ist das kürzere, erst in der Neuzeit aufgekommene „Leibchen“. Einen Nachklang des Wortes hama — vor der Lautverschiebung kamītjo — haben wir in Kamisol [chemise, chemisette, it. camicia]. Abgeleitet davon ist „sich schämen“ = sik scaman, das bedeutet: „sich bedecken, sich verhüllen“. Der gleiche Grundbegriff findet sich in „Schande“, d. i. etwas, was Scham erregen muß, dessen wegen man sich zu schämen hat. Auch in Leichnam findet sich das Wort hama, so daß Leichnam gleichbedeutend ist mit „Fleischhülle, Fleischgestalt“.

Die alten Germanen waren natürlich keine gelehrten Leute. Das ergibt sich schon daraus, daß sie für „schreiben“ überhaupt kein Wort besaßen, sondern es erst von den Römern entlehnten [scrivere]. Desgleichen ist „Schrift“ lat.; ebenso sind Brief [von brevis = kurzes Schreiben, vergl. it. breve = kurz, Alla-breve Takt], Tinte [tincta = Gefärbtes, Buntes] lateinische Lehnwörter. [Tinctur = Färbemittel]. Die Schule [griech. scholē = Muße, Freiheit von Geschäften, wissenschaftliche Beschäftigung, lat. scola, ahd. scuola] lernten sie erst von den Römern kennen. Papier, das seinen Namen von der Papyrusstaude hat, auf deren Blätter man schrieb, und Pergament [von Pergamum in Kleinasien], das durch die Römer eingeführt wurde, waren ursprünglich in Germanien unbekannte Dinge. Buchstabe, Buch und lesen (ist vielleicht auch das lat. légere) sind dagegen germanisch. Die Schriftzeichen der alten Germanen, die Runen, aus dem Lateinischen entlehnt, aber von den Germanen umgebildet, wurden von den Priestern in Holz, meist buchene Stäbe, eingeritzt oder eingeschnitten. Nach diesen „Buchenstäben“ wurden dann die eingeritzten Zeichen „Buchstaben“ genannt. Solche Buchenstäbe wurden dann zur Weissagung verwendet. Man schüttelte sie durcheinander und warf sie über ein weißes Tuch. Das nannte man das Entwerfen. Unter Gebet wurden dann vom Priester oder Hausvater drei Buchstaben feierlich aufgehoben und den eingeschnittenen Zeichen gemäß darnach geweissagt. Dieses Aufheben und Erraten der Zeichen nannte man das Lesen. Jetzt bezeichnet es nur noch eine Aufnahme vermittelst der Augen. Der ursprüngliche Sinn hat sich zum Teil noch erhalten in „zusammenlesen, auflesen“, z. B. Ähren auflesen. Vom Worte „Buchenstab“ ist dann der Name „Buch“ entstanden. Dieses gibt eine Mehrzahl an, ist also nach der ursprünglichen Bedeutung eine Sammlung vieler Buchenstäbe, oder Zeichen, die

sich auf ihnen befanden. Vom Einritzen der Runen in die Stäbe röhren die Wörter einreißen oder aufreißen [urspr. Zeichen, Zeichnungen] auf Holz oder Metall einritzen], Aufriß, Grundriß [Riß = eingeritzter Strich], Reißzeug, Reißbrett. Reizen = „reißen machen“ hat den Sinn: machen, daß sich einer von seiner gewöhnlichen Art und Weise losreißt und aus sich heraustritt, aufgeregt wird. Der Reiz „reißt“ uns; reizend ist etwas, wenn es uns an sich reißt.

Die Germanen konnten sich nur nach und nach an den Ackerbau gewöhnen. In ältester Zeit lebten sie nur von den Beeren, Früchten und Wurzeln, von Jagd und Fischfang. Wald und Wasser waren nach germanischem Recht für jeden zur Benützung frei, ebenso später die Weide, als man nach dem Aufkommen der Viehzucht das Vieh auf die Weide trieb. Dieses Land war die „Trift“. Das Wort „Acker“ hatte ursprünglich den gleichen Sinn; erst später wurde es zur Bezeichnung „umgepflügten Bodens“ verwendet. Nach einigen Jahren ließ man den „gebrochenen“ Acker als „Brache“ liegen. Ein „Morgen“, ein in verschiedenen deutschen Staaten altes Feldmaß [ca. 25—36 a], war ursprünglich die Landfläche, die an einem Morgen von einem Gespann umgepflügt oder von einem Mann abgemäht werden konnte. Juchart, Juchert bezeichnet eigentlich ein Stück Land, welches man an einem Tage mit einem Ochsengespann [Joch = jugum] umzupflügen imstande war [je nach dem Land 28—57 a, Schweiz 32—40, meist 36]. Als Getreide = „Erträgnis der Erde“ wurde Weizen [verwandt mit weiß] = weißmehliges Getreide, Hafer, Roggen, Hirse gepflanzt. Wie im Morgenlande [Man soll dem Ochsen, der da drischet, das Maul nicht verbinden], so wurde einst auch bei den Urgermanen das Getreide „gedroschen“, indem man es vom Vieh austreten ließ; denn „dreschen“ heißt im grunde genommen „treten, trampeln“. Später hat man jedenfalls dafür Knüttel verwendet, an deren Stelle dann die Flegel traten [spätlat. flagellum = Flegel]. Die Handmühlen wurden erst zur Zeit der Römer durch Wassermühlen ersetzt. [Aus molīna [mola], ital. mulino]. Das aus den Körnerfrüchten durch Mahlen Gewonnene genoß man als Brei, den man mit Wasser oder Milch zubereitete. Der Name Brot ist verhältnismäßig erst spät aufgekommen, die ursprüngliche Bezeichnung war Laib. Damit soll noch im Zusammenhang stehen das engl. Lord = Herr = Brotwart, sowie Lady = Brotverteilerin. Brot heißt offenbar das „Gebackene“ = das durch „Glut, Feuer“ Bereitete.

An unsren Verhältnissen gemessen, waren Handel und Verkehr in diesen Urzeiten sehr gering. Unser Wort „Geld“ bedeutet Vieh [goth. = faihu, mundartlich jetzt noch „Väch, Veh“]. Es scheint darnach, daß man nur Tauschhandel trieb und vor allem mit Vieh bezahlte, das frei veräußerliches Sondereigentum war. Das Wergeld = Mennesgeld z. B. wurde in Vieh entrichtet. Aus dem gleichen Worte scheint „feudal“ abgeleitet zu sein. Es hätte darnach den Sinn „reich an Vieh“.

5. Einfluß des Lateinischen zur Zeit der Römer und der Ausbreitung des Christentums.

Von den Römern lernten die Germanen ein besseres Haus bauen, z. B. das Bauen mit Steinen, besonders auch mit gebrannten, künstlich hergestellten Steinen. Anstatt der Lehmwände [mit Lehm verstrichenen = geklaibten Wände] wurden nun vielfach Mauern errichtet [lat. murus = il muro = le mur]. und es wurde Kalk [calc-em] dazu verwendet. Am Bau hatte es Fenster [v. fenestra], eine Pforte [porta], Kammern [von camera, vergl. camera obscura], Pfosten [von postis], Pfeiler [pilarius, pila]. Zur Bedachung wurden nun auch Schindeln [von scindula], ja sogar Ziegel verwendet [von tegula]. Auch den [nun gemauerten] Keller [cellarium = unterirdische Vorratskammer] lernten die Germanen von den Römern kennen.* Zelle ist natürlich ursprünglich das gleiche Wort gewesen [Bienenzelle]. Im Speicher = spicârium [Ährenhaus = Kornhaus (weil man die Ähren abschnitt), von spica (épi) = Ähre] bewahrte man das Getreide auf. Weiler = villarium ist ein Lehnwort aus dem Lateinischen. Daß die Germanen die Wörter Straße = strata = gepflasterter Weg, Platz = platea, ursprünglich nicht kannten, ist mit ein Beweis dafür, daß der Verkehr äußerst gering war.

Auch im Garten- und Feldbau hatten die Germanen fast alles den Römern zu verdanken. Die Kirsche = cerasus, der Pfirsich = persicum [der persische Apfel], die Pflaume = prunum, die Feige = ficus, die Birne = [der Mehrzahl] pira, von pirum, Quitte [cotonea, cydona], die Linse = lens, die Zwiebel = cepula, die Minze = mentha, der Rettich = radix [Wurzel-,

* Daß die Germanen ebenfalls gedeckte Gruben als Vorratskammern verwendeten, ist schon erwähnt worden.

vergl. Radi, Radieschen], die Kichererbse (cicer), [die Erbse (ervum, vergl. Walderve) scheinen die Germanen schon gekannt zu haben], der Kohl = caulis, die Rose = rosa, die Lilie = lilium und das Veilchen (viola) sind von den Römern eingeführt worden. Wie wenig die Germanen vom Garten- und Feldbau verstanden haben, ergibt sich schon daraus, daß sie die Wörter pflanzen, anpflanzen = plantare, die Pflanze = planta [vergl. Plantage], Pfahl (palus), sowie Frucht = fructus [frutto, fruit] von den Römern angenommen haben. Das Ppropfen von propago = Ableger, Setzling [vergl. Propaganda machen = seine Ideen in andere zu versetzen suchen, sie zu seinen Ansichten bekehren wollen], ferner propagare = fortpflanzen, verbreiten, lernten sie ebenfalls von den Römern kennen. Auch die Weinrebe wurde nun nach den germanischen Landen verpflanzt, und die Germanen machten Bekanntschaft mit dem Wein [vinum], dem Most [mustum], der Kelter [calcutura, von calcitrare oder calcare = treten, d. h. die Trauben wurden mit den Füßen zerstampft], der Presse, erst mittellat. = pressa [daher ist das p bewahrt], dem Kelch [calix] und dem Becher [bicarium]. Auch Ohm [ama] und Kufe [cupa], sowie auch Winzer [vinitor] und Wein mischen [miscere] sind lateinische Bezeichnungen. Trichter [mundartlich nach sehr häufig Trachter] hat vom mittellateinischen tractarius [aus lat. trajectorium von trajicere = von einem Gefäß in ein anderes übergießen] seinen Namen. Pech aus lat. pic-em [1. Fall pix], vergl. erpicht, verpichen, scheint erst kurz vor 600 entlehnt worden zu sein; daher hat es sein p ebenfalls bewahrt und nicht in pf umgelautet.

Die Zubereitung der Speisen wurde verbessert. Die alten Germanen konnten die Speisen nur sieden; „kochen“ [cōquere, it. cuocere], d. h. die Speisen künstlich zubereiten, lernten sie erst von den Römern. Auch „Küche“ ist ein lateinisches Wort [coquina, it. cucina, ahd. chuhhina], ebenso Pfanne = patina (?), sowie Kessel [lat. catīnus, got. katilus]. Die Herstellung von Butter [ursprünglich griechisch = Kuhkäse] und Käse [caseus] wurde durch den Einfluß der Römer verbessert. Das Wort Weiher von vivarium = Fischbehälter, eig. Behälter für etwas Lebendes, von vivus = lebendig, scheint darauf hinzudeuten, daß sich die Römer auch mit Fischzucht beschäftigten. Zur Zubereitung der Speisen wurden nun auch Öl [oleum, vergl. Oleander] und Essig [acetum von acēre = sauer sein] verwendet;

Pfeffer [piper], Kümmel [cumīnum] und Senf [sinapi] bildeten Zutaten, Tisch [discus] und Tafel [tabula], Spiegel [speculum], sowie die Schüssel [scutella, it. scodella] scheinen erst durch die Berührung mit der römischen Kultur bekannt geworden zu sein.

Von Bekleidungsgegenständen verdanken Socke [soccus], Sohle [solea] und Schürze [excurtus] den Römern ihre Namen.

Wie gering Handel und Verkehr in den germanischen Landen waren, ergibt sich jedenfalls auch daraus, daß die Wörter kaufen = cauponari, eichen = aequare [gleichmachen], Markt [mercatus], Münze [moneta], Pfund [pondō], kosten [constare] römischen Ursprungs sind. Auch Sack [saccus], Korb [corbis], Kiste [cista], Schrein [scrinium] und Arche [arca] sind von den Römern übernommene Benennungen. - Nicht nur die germanische Bezeichnung „Vieh“, sondern auch die römische „pecus“ [z. B. erhalten in pekuniär = was das Vermögen betrifft], deutet darauf hin, daß man ursprünglich mit Vieh bezahlte.

Nachdem durch das Aufkommen des Ackerbaues das Nomadenleben mehr und mehr aufhörte und die Germanen seßhaft wurden, d. h. sich auf ein bestimmtes Gebiet „setzten“ und so ein Besitztum hatten, war die Schaffung weiter gehender Rechtszustände unerlässlich. An Gerichtssitzungen, Thing [Ding] genannt [später erhielt Ding = Rechtshandel die Bedeutung von Gegenstand, Sache], wurden Streitfragen entschieden. Wie es der Name sagt, stand oder saß der Vorstand [jetzt meist der Vorsitzende] vor den Geladenen. Die, welche an die Gerichtsverhandlungen „gezogen“ wurden, waren die „Zeugen“. Der Richter fällte den Richterspruch nach den „Umständen“, d. h. nach dem Urteil der Umstehenden. Darnach heißt es heutzutage noch, man habe sich nach den Umständen zu richten. Der Angeklagte konnte am Tageding (Gerichtsverhandlung) „sich vertagedingen“ = sich verteidigen, d. h. die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen entkräften. In dieser Zeit bis weit ins Mittelalter hinein waren die Gottesurteile von großer Wichtigkeit. Die Richter bestimmten z. B., daß der Angeklagte mit bloßer Hand einen Stein aus einem Kessel voll siedenden Wassers herauszunehmen habe oder daß er mit bloßen Händen ein glühendes Eisen eine Strecke weit tragen müsse. Nach drei Tagen sah man nach, ob sich der Angeklagte „die Finger verbrannt habe“. War das der Fall, so galt er schuldig und wurde verurteilt. So bedeutet „sich die Finger verbrennen“ jetzt noch: „übel ankommen und dabei Schaden nehmen“.

Durch den Einfluß der Römer wurden die germanischen Rechtsverhältnisse bestimmter, z. B. sicher = *securus* und Pacht [Zins] = *pactum* [Vertrag] sind lateinischen Ursprungs.

Gewaltig war der Einfluß auch auf religiösem Gebiete, wurde doch für den Gottesdienst, die kirchlichen und auch die weltlichen Erlasse fast nur die lateinische Sprache angewendet [z. B. der 1. Bundesbrief ist lateinisch]. So stammen fast alle kirchlichen Bezeichnungen aus dem Lateinischen, oder es sind von demselben übernommene griechische Bezeichnungen, z. B.: Dom [domus] = Haus [Gottes], Münster [monasterium] eigentlich gleich Ort, wo man einsam lebt, ursprünglich also = Kloster, dann Klosterkirche, Tempel [templum], Kloster = *claustrum* = das für den Laien Abgeschlossene [ursprünglich der Raum im Münster, der für die Nichtgeistlichen nicht zugänglich war; ca. 600 auf die Gebäulichkeiten übertragen], Klause [Klausner, Klausur] von *clausa* = das Eingeschlossene, die Einsiedelei, [claudere = schließen], Orgel [orgānum, eig. Tonwerkzeug, von *érgon* = Werk, namentlich zur Zeit Karls des Großen bekannt], Altar [altāre = Opfertisch], Kanzel [cancelli = das den Altarraum abschließende Gitter und dann irgend ein durch eine Brüstung abgeschlossener Raum], Kreuz [crux], Kapelle = kleiner Mantel von *capa* = Mantel. Das Wort bezeichnete zuerst nur das Gebäude, in welchem in Frankreich der Mantel und andere Reliquien des heiligen Martinus aufbewahrt wurden. Später — vom 7. Jahrhundert an — wurde die Benennung auf ähnliche Gebäude übertragen. Der Ortsname Kappel bedeutet einen Ort bei einer Kapelle. Der Kaplan war ursprünglich der Geistliche, der jenen Mantel des heiligen Martin aufzubewahren hatte, später der, welcher einer Kapelle vorstand. Auch Kappe ist vom Wort *capa* abgeleitet. Sie bedeutet eigentlich ein mantelartiges Kleid, das mit einer Kapuze [Mantelhaube] zugleich den Kopf bedeckte. Die Tarnkappe [Siegfrieds im Nibelungenlied] war nicht nur eine Kopfbedeckung, sondern ein unsichtbar machender Mantel [tar = schützen ?]. Nach der Kapuze haben die Kapuziner ihren Namen. Priester, ist von *présbyter* (= Ältester), Probst aus *praepositus* oder *propositus* = der Vorgesetzte, der Vorsteher entstanden. Das gleiche Grundwort liegt dem Substantiv *Profoß* = [milit.] Zuchtmeister, Scharfrichter, Aufseher zugrunde. Es scheint um die Mitte des 16. Jahrhunderts aus dem Niederländischen eingedrungen zu sein [provoost, prevoost]. Das Wort Abt ist seit dem 4. Jahrhundert im Kirchensl Latein üblich [abbas, abbatem, ahd, abbat]. Es stammt aus

dem syrischen *abbâ* = Vater, Mönch. Auch dieses letztere Wort, griechisch-lat. *monachus* = der einsam, der allein Lebende [griech. *mónos* = einer allein; vergl. dazu Monographie = „Einzelbeschreibung“, Monarch (*monos* = allein, *árchein* = herrschen) = Alleinherrscher, ferner *Monade* = Einzelwesen, Urkörperchen], ist lateinischen Ursprungs. Es ist auch in vielen Ortschaftsnamen vorhanden: Münchwilen, München [bei den Mönchen], Monaco. Das Wort Papst, von *pâpa* = Vater, war ursprünglich eine ehrende Anrede für Bischöfe. Durch Gregor VII. wurde dann 1075 festgelegt, daß es ausschließlich nur noch für den römischen Bischof angewendet werden dürfe. Wenn einer nicht in die kirchlichen Dinge eingeweiht war und die kirchliche Weihe nicht erhalten hatte, wurde er Laie = Nichtgeistlicher, Ungeweihter genannt [griech. *lāíkos* = zum Volk gehörig, von *lāós* = Volk]; jetzt bezeichnet man damit auch überhaupt einen Nichtfachmann. Pilger, ahd. *pilgrîm*, ist aus lat. *peregrinus* = der Fremde gebildet.

Mit den kirchlichen Gebräuchen wurde auch die Bezeichnung dafür eingeführt, so z. B. Messe = kirchlicher Festtag, Jahrmarkt. Das Wort entwickelte sich aus der Wendung: „Ite, missa est“ = Geht, [die Versammlung] ist entlassen [*missio* = Entlassung], die der Geistliche denen zurief, welche nicht an der Abendmahlsfeier teilnehmen durften. Daraus entstand nach und nach die Bedeutung Abendmahlfeier, dann die dazu bestimmte Musik, endlich die kirchliche Feier und schließlich auch ein kirchlicher Festtag überhaupt. Da an den Hauptfeiertagen von Heiligen nämlich zugleich auch Jahrmarkte stattfanden, so ist das Wort dann auch auf diese übertragen worden. Mesner, in Anlehnung an Messe entstanden, ist vom lat. *mansionarius* später *masinarius* (vergl. *maison*) = Hausmeister abzuleiten. Feier = *feria* bedeutet Festtag. Meist war eine solche auch mit einem Jahrmarkt verbunden. In den romanischen Sprachen hat sich dieser Sinn noch erhalten: (franz.) *foire*, (ital.) *fiera* = Jahrmarkt. Ferien — ebenfalls von *Feria* — wurde zuerst nur für Gerichtsfeiertage angewendet, erst seit dem 18. Jahrhundert auch für Schulfesttage. Segen [*signum*, nämlich *signum crucis*] heißt Kreuzeszeichen; segnen bedeutet also „das Zeichen des Kreuzes machen. Predigen (= *praedicare* = vorsagen), ferner opfern, und verdammen, sowie Pein [Strafe, Qual von lat. *poena*, it. *pena*, fr. *peine* = was Mühe macht, Schmerzen bereitet] und Plage von *plaga* [*plaie*] = Schmerz, Wunde in der Bedeutung von himmlischer Strafe, sind ebenfalls lat. Lehnwörter. Auch

Marter [von martyrium] = Blutzeugnis, dann auch Qual, Pein. [Märtyrer = Blutzeuge], kasteien von castigare = züchtigen], verdammen [damnare], opfern [operari = arbeiten, d. h. für die Gottheiten arbeiten], sowie spenden [expendere, it. spendere] geben uns jetzt noch Aufschluß über den Einfluß und die Bedeutung der damaligen christlichen Kirche.

Aus der großen Zahl dieser Lehnwörter und ihrer außerdentlichen Wichtigkeit muß man jedenfalls den Schluß ziehen, daß die alten Germanen noch wesentlich ein Naturvolk gewesen sind und sich erst unter der Beeinflussung durch die Römer und die Kirche zu einem Kulturvolk entwickelt haben.

6. Karl der Große und sein Einfluß auf die deutsche Sprache. Die Monatsnamen.

Wenn auch Karl der Große [768—814] durch die Ausführung von Bauten, Gründung von Schulen, Verbesserung der Landwirtschaft vieles dazu beitrug, daß noch mehr lateinische Bezeichnungen in den germanischen Landen Fuß faßten, so begünstigte er doch auch das germanische Wesen. Es ließ die alten Heldenlieder sammeln und niederschreiben. Leider sind sie verloren gegangen. Nach seinen Verfügungen mußten die Predigten und der Unterricht in der Sprache des Volkes gehalten werden und nicht mehr lateinisch. Die gewöhnliche Volkssprache, im Gegensatz zum Lateinischen, der Sprache der Kirche und der Gelehrten, und später zu den romanischen Sprachen, war diutisc = volkstümlich [von diot = Volk]. Daraus entwickelte sich diutsch und deutsch, das also nichts anderes heißt als „volkstümlich“. Wer „diutisc“ redete, wurde dann selbst ein „diutisc“, d. h. Deutscher = Mann aus dem Volke genannt; doch begann diese Bezeichnung erst von der Mitte des 11. Jahrhunderts an sich allmählich einzubürgern; der Name Deutschland kam erst im 15. Jahrhundert auf. Wenn „wir“ jemandem den Standpunkt klar machen wollen, so brauchen wir die Wendung: wir werden „deutsch“ mit ihm reden. Damit ist ursprünglich gemeint: „in der Sprache des Volkes“ und zwar etwas kräftig. Auch „deutlich“ reden geht auf das gleiche Wort zurück, hat also ebenfalls den Sinn, sich so ausdrücken, daß es jeder, auch wenn er aus dem Volke ist, verstehen muß.

Wie sehr Karl der Große bestrebt war, die Germanen mehr und mehr dem römischen Einfluß zu entziehen, wird uns

auch dadurch bewiesen, daß er versuchte, die üblichen lateinischen Monatsbezeichnungen durch deutsche zu verdrängen. Er ließ folgende Namen dafür setzen:

Januar = Wintermanoth [Wintermonat], jetzt Jänner;

Februar = Hornunc [Hornung, Horning, Hornig].

Mit Horn wurde auch der Januar bezeichnet; Hornig hat also die Bedeutung „der junge, der kleine Horn“. Wahrscheinlich war die ursprüngliche Auffassung die, daß es auch in diesem Monat „horne“, d. h. daß es von den Winterstürmen pfeife und heule, wie wenn in viele Hörner geblasen würde.

März = Lenzinmanoth [Lenzmonat].

Lenz [ahd. lenzo, längere Form lengizin] ist das ältere Wort für Frühling. Man vermutet, daß es den Sinn habe „lang jeder Tag“, also bezeichne, daß nun die Tage gegenüber denen im Winter wieder lang geworden seien.

April = Ostarmanoth [Ostermonat];

Mai = Wunnimanoth [Wonnemonat].

Weidemonat, weil nun das Vieh wieder frische Weide hatte; denn Wonne [Won, Wun] bedeutet ursprünglich das durch Reutern und Schwenden [Brennen] vom Wald befreite Weide- und Wiesland.

Juni = Brachmanoth [Brachmonat];

Juli = Hewimanoth [Heumonat];

August = Aranmanoth [Erntemonat];

September = Wide- oder Holzmanoth [Holzmonat],
jetzt Herbstmonat;

Oktober = Windumemanoth [Weinlese- oder Weinmonat];

November = Herbistmanoth [Herbstmonat, auch
Windmonat], jetzt Wintermonat;

Dezember = Heilagmanoth [Heiligmonat], Christmonat.

Nur wenige dieser Neubezeichnungen haben sich, wenigstens in der Mundart, gegen die lateinischen Namen behaupten können; in der Schriftsprache ist die lateinische Benennung Siegen geblieben. Diese lateinischen Monatsnamen sind folgenden Ursprungs:

Der Januar [Januarius] wurde nach dem römischen Kalender von 153 v. Ch., als man den Regierungsantritt der Konsuln auf den 1. Januar festlegte, der erste Monat des Jahres und war als solcher dem Janus, dem Gotte der Türen und Tore

[janua = Tür], des Ein- und Ausgangs, dem Herrn alles Anfangs geweiht. Er galt auch als der Gott des Anfangs menschlichen Lebens, und später als der Schöpfer der Welt, als der Gründer Italiens und dessen erster König.

In die 2. Hälfte des Februars fiel die Februa, das große Reinigungs- und Sühnefest der Römer, durch welches die Seelen der Abgeschiedenen versöhnt werden sollten. Von dieser Februa hat der Monat den Namen.

Der dritte Monat heißt März, weil er dem römischen Kriegsgotte Mars geweiht war. Im ältern römischen Kalender begann das Jahr mit dem März; daher heißen September, Oktober, November und Dezember „siebter, achter, neunter und zehnter“ Monat, trotzdem das für die jetzigen Verhältnisse gar nicht mehr stimmt.

Der April, von aperire = „öffnen“, hat diesen Namen, weil mit ihm gleichsam die Erde sich öffnet, daß die Pflanzen hervordringen können. Der April eröffnete daher in Italien das Frühjahr.

Da, wo das Wachstum gedieh, waltete die Göttin Maja. Ihr zu Ehren wurde der Monat Mai genannt.

Nach der römischen Göttin Juno, der Himmelsmutter, erhielt der Juni, nach Julius Cäsar, dem Schöpfer des julianischen Kalenders [Einführung des Schaltjahres], der Juli seinen Namen. Der August endlich hat diese Benennung nach Augustus, dem ersten römischen Kaiser.

7. Der französische Einfluß zur Zeit des Mittelalters. Das Rittertum.

Zur Zeit der Kreuzzüge, namentlich im 12. Jahrhundert, wurde das deutsche Rittertum durch das verfeinerte französische Ritterwesen nachhaltig beeinflußt, und so gingen auch viele Ausdrücke über ritterliche Übungen, höfisches Leben, feinen Anstand und gute Sitte aus der französischen in die deutsche Sprache über.

Die vornehmste Waffenübung der Ritter war das Turnier [von tourner = sich drehen, Wendungen ausführen]. In diesem kriegerischen Kampfspiel, das den Rittern Gelegenheit bot, sich auch in Friedenszeiten in den Waffen zu üben, war die Hauptsache, durch kunstvolle Wendungen dem Angriff des Gegners auszuweichen und ihn selbst zu Fall zu bringen. Das gleiche Wort haben wir in unserm „turnen“, also eigentlich „Wendungen“

ausführen“. Jahn, der Begründer des deutschen Turnwesens, hielt „turnei“ für ein deutsches Wort und bildete daraus das Verb turnen zur Bezeichnung für die kunstvollen Bewegungen [1816].*

Die Ritter trugen einen Harnisch [von harnais = Eisenrüstung]. Dies hat sich in der Redensart erhalten: einen in Harnisch bringen. Das will wohl heißen, einen ungerüsteten, friedlichen Menschen durch Worte und Benehmen so erzürnen, daß er den Harnisch anlegt und zu den Waffen greift. Der Turnierplatz war von Schranken umgeben. „Einen in die Schranken fordern“ [„Arm in Arm mit dir, so ford'r' ich mein Jahrhundert in die Schranken“], hieß darnach ursprünglich: „einen in dem von Schranken umschlossenen Turnierplatz zum Kampf auffordern“, währenddem jetzt namentlich „einen vor Gericht fordern“ damit gemeint ist. Der Sinn ist darnach ähnlich demjenigen von grüßen, das ursprünglich wahrscheinlich bedeutete: einen in feindseliger Absicht anreden, ihn angreifen. „Schrank, einschränken, beschränkt“ hangen natürlich mit Schranke zusammen. — Zu ihrem Schutze hatten die Ritter einen Schild. Vielfach war er schon bei den alten Germanen grell bemalt. Dieses Anstreichen der Schilder nannte man „schildern“. Jetzt versteht man darunter ein „Ausmalen“ einer Begebenheit oder eine anschauliche Beschreibung einer Gegend. — Zur Ritterzeit befanden sich auf den Schilden die Wappen, an denen man die Ritter erkannte, auch wenn sie das Visier unten hatten. Häufig aber brachten die

* [Bis dahin verwendete man den Ausdruck „gymnastische Übungen“ ausführen. Das ist eigentlich eine aus dem Griechischen kommende Benennung. Bei den alten Griechen stand die körperliche Ausbildung in hohem Ansehen und befand sich sogar unter der Aufsicht des Staates. Bei den Übungen waren die Teilnehmer nackt (gymnoi). Gymnastik wäre also eigentlich Nackturnen. Die Anlagen, in denen die Übungen ausgeführt wurden, hießen Gymnasien. Allmählich wurden diese auch Sammelplätze für das geistige Leben. Von Politikern und Philosophen wurden Tagesfragen besprochen, Vorträge gehalten. So entwickelten sich die Gymnasien zu sehr freien Schulanstalten. Die christliche Zeit hat dann den Namen Gymnasium auf die höhern Schulen übertragen. Grundlage der Gymnasien war und ist das Studium der alten Sprachen. Im Jahre 1812 wurde dann in Preußen verfügt, daß zukünftig alle Schulen, die das Recht haben, ihre Schüler zur Universität zu entlassen, Gymnasien heißen sollen. Diesem Vorgehen folgten dann die übrigen deutschen Länder, ferner Österreich und Rußland. In der neuesten Zeit ist das wieder durchbrochen worden, indem auch andere Schulanstalten auf die Universität vorbereiten können. Man hat auch erkannt, daß die lebendigen Sprachen einen vielleicht ebenso großen bildenden Wert besitzen und ihnen dazu eine weitaus größere praktische Bedeutung zukommt [Realgymnasien].

Ritter auf dem Schilde sonst noch allerlei Zeichen an, z. B. um zu erkennen zu geben, zu welchen Fürsten sie halten, für welche Dame sie kämpfen. Aus diesen Symbolen, die der Ritter „im Schilde führte“, konnten die Eingeweihten die Absichten des Ritters herauslesen. Noch heute sagen wir: er führt etwas im Schilde — Gutes oder Böses — d. h. er hat geheime Absichten. Ein Ritter forderte den andern zum Zweikampfe auf, indem er ihm den Handschuh vorwarf. Mehr noch wurde indessen dieser Brauch angewendet zur Ansage einer Fehde. [Handschuhe dienten schon vom 8. Jahrhundert an als Zeichen des Rechts, der Würde und der Macht]. — Das Turnier wurde meist durch einen Tjost, d. h. einen Zweikampfe mit dem Speere eröffnet. Die beiden Ritter sprengten mit verhängten Zügeln und vor gehaltenen Lanzen aufeinander los. Hurtig = schnell ist uns davon geblieben. Es ist abgeleitet vom Worte heurt, it. urto = Stoß, Anprall und hat den Sinn: mit Anprall aufeinander los rennen. Als bester Stoß galt der auf die Schildmitte, die durch vier Nägel bezeichnet war. Meist war der Anstoß so stark, daß dann die Lanze brach, zugleich aber auch der Gegner aus dem Sattel gehoben wurde. Das Brechen der Lanze, wie auch das „Entsetzen“, d. h. das Abwerfen des Gegners, galt dabei als Zeichen des Sieges. Geblieben ist noch der bildliche Ausdruck: mit einem eine Lanze zu brechen, d. h. einen Streit auszufechten haben. War der Stoß zu schwach, oder war der Gegner „sattelfest“, so vermochte er „Stand zu halten“. Durch einen starken Stoß wurde der Ritter nicht nur aus dem Sattel gehoben, sondern auch „in den Sand gestreckt“. [Die Turnierbahn war mit Sand bestreut]. Dann eilte ein Diener, der Wärtel, auch Sand- oder Grieswärtel genannt [mundartlich Grie für Kies], herbei und schützte mit einer langen Stange den zu Boden gestürzten Ritter. Die Redewendung „einem die Stange halten“ [zum Schutze hinalten], jetzt vielfach in der Bedeutung von „einem gewachsen sein“, wird auch heute noch häufig angewendet im Sinne von „einem beistehen“. Sie geht indessen eher auf den gerichtlichen Zweikampf zurück, bei dem der Richter jedem Kämpfer einen Aufseher [Sekundanten, wie man sich im Duell = „Zweikampf“ oder der Mensur = „Messung“ ausdrückt], den „stanger“ oder „stängler“ beigab, der dann über den unterliegenden, gefallenen Kämpfer seine Stange halten und ihn so vor weiteren Angriffen schützen mußte.

Eilte dagegen bei drohender Gefahr der „Wärtel“ sogar weg, so ließ er den Ritter „im Stich“. Mehr noch wurde der

Ausdruck für den Ernstfall angewendet, wenn einer im Kampfe seinen Nebenmann verließ. Der Sinn desselben ist geblieben: jemanden der Gefahr preisgeben, ihm nicht helfen, wo man helfen könnte. Die Turniere waren nämlich nicht ungefährlich; es fanden viele dabei den Tod. Im Jahre 1241 sollen bei einem Turnier in Neuß durch Hitze und Staub 100 Ritter erstickt sein. War einer der Kämpfenden gestürzt, so half ihm ein Bedienter, indem er ihm „unter die Arme griff“ und ihn aus einer unangenehmen oder gefahrvollen Lage befreite. Manchmal „erholte“ sich der Ritter rasch von seinem Sturze, d. h. er raffte sich nach dem Fall beim Turnier wieder auf.

Oft fand auch ein Turnierschwertkampf statt. Da die Schwerter dazumal in ledernen Scheiden steckten, so zogen die Kämpfenden „vom Leder“. Die Redensart „vom Leder ziehen“ wird auch jetzt noch gebraucht für „einen angreifen“. Nahm einer mit einem andern den Kampf mit dem Schwerte auf, so bot er ihm die Spitze, d. h. eigentlich: er hielt ihm die Spitze des Schwertes entgegen. — Der Sieger bei einem Turnier wurde sehr gefeiert; der Preis (vergl. fr. *prix*) = Lob, Dank [am Ende des 12. Jahrhunderts aus dem Französischen entlehnt] bestand indessen aus einem wenig wertvollen Geschenk, einem Jagdfalken, einem Ringe, einem Kranz und dgl. *

Zogen die Ritter nicht auf die Turniere, auf die Jagd oder auf Abenteuer = Ereignisse [franz. *aventure* von *advenire* = ereignen] aus, so widmeten sie sich gerne dem Spiel und dem Tanz. Beide haben, ebenfalls durch den Einfluß des französischen Rittertums, auch in Deutschland Verbreitung gefunden. Es handelte

* Unzweifelhaft haben die Turniere ihren Ursprung in den Waffen- und Reiterspielen der alten Völker; doch sind sie ungleich edler gestaltet. Der Kampf auf Leben und Tod kam sozusagen nicht vor. Dadurch unterschieden sie sich z. B. vorteilhaft von den Gladiatorenspielen, von denen sich auch eine Redensart, nämlich: „einem den Daumen drücken“ bis in unsere Zeit erhalten hat. Wenn ein Gladiator im Kampfe unterlegen war, so hatte sein Überwinder das Recht, ihm den Todesstoß zu geben und Waffen und Rüstung des Besiegten an sich zu nehmen. Ließen aber die Wunden dem am Boden liegenden noch Hoffnung zum Leben, so konnte er durch Erhebung des Zeigefingers das Mitleid und die Gnade des Volkes anflehen. Wollte man keine Gnade üben, so streckte man, während die vier andern Finger geschlossen gehalten wurden, den Daumen gegen die Brust, zum Zeichen der sofortigen Tötung. Sollte dagegen der Sieger Gnade üben, so hob man die geballte Faust mit gezogenem Daumen empor. Das hieß „den Daumen drücken“ festhalten, d. h. mit den andern Fingern und bedeutete: Gnade üben, jemandem eine Gunst erweisen.

sich vor allem um Karten- und Würfelspiel. Wie verbreitet z. B. das Kartenspiel war, ersieht man aus den zahlreichen Wendungen, die dasselbe betreffen, z. B.: wir werden die Karten offen hingehen, offen spielen; das ist eine abgekartete Sache; ich habe ihm in die Karten gesehen; er hat alles auf eine Karte gesetzt; er muß Farbe bekennen; den haben wir übertrumpft [letzteres erst später]. Hatte einer „Schwein“, so konnte er die Karten der Mitspielenden stechen und so das Spiel gewinnen. So ist „Schwein haben“ gleichbedeutend mit „Glück haben“. „Gefallen“ ist dem Würfelspiel entlehnt. Es wurde beim Würfeln um die Kriegsbeute angewendet und hatte im Mittelhochdeutschen stets den Zusatz „wohl“ oder „übel“. Die Wendung hatte also den Sinn: die Würfel sind für mich gut — schlecht gefallen. „Es gefällt mir“, hat somit eigentlich die Bedeutung: die Würfel fallen gut für mich.

Daß das Leben unter dem Einfluß des Ritterwesens sich verfeinerte, davon gibt Kenntnis das französische Lehnwort *fein* [= schön, vollkommen], das zum Verb „*finir*“ gehört und bedeutet: so beendigen, daß es tadellos ist. Die Leute nahmen Manier an = Art, Gebaren, von *main*, d. h. sie wußten, wie sie bei Begrüßungen, bei Tische usw. umzugehen hatten. Als Gruß wurde *Ade* = *Adieu* üblich. Die Standesunterschiede wurden schärfer. Zeugnis hiefür sind die Lehnwörter *Pöbel* von *peuple* = gewöhnliches Volk und *Prinz* [lat. *princeps*] = Fürst = der Erste, der Vornehmste [engl.: *first* (först), ahd. *furisto*].

Das Treiben an den Höfen der Fürsten und der hohen Adeligen wurde „*hövesch*“ genannt. Daraus hat sich „*höflich*“ entwickelt, das sagen will: sich in einer Art und Weise benehmen, die der an einem Hofe zu vergleichen ist. „*Hübsch*“ hat eigentlich den Sinn: gekleidet und aufgeputzt wie am Hofe. Der Gegensatz dazu war *dörperlich* = nach Art des Dorfes, bärisch. Schließlich hat es die Bedeutung tölpelhaft und Tölpel [„*Dörfler*“] angenommen.

„Auch gute deutsche Wörter, die sich durch die Sprache der alten Franken auf gallischem Boden eingebürgert hatten, kamen damals mit neuem Gepräge wieder zurück. Erhalten doch auch jetzt noch deutsche Waren für viele unserer Landsleute einen höhern Wert, wenn sie ausländischen Stempel tragen. So geht *Herold* zurück auf ein vorauszusetzendes altdeutsches *heriwalt*, der des Heeres Waltende [Harald], *Banner* [franz. *bannière*, it. *bandiera*], auf gotisch *bandwa*, Zeichen; *Wams*

mhd. [wambeis: altfranzösisch gambais], auf ahd. wamba = Leib, Wamme. Später sind Balkon, Salon, Bankett, Boulevard, Fau-teuil, Email zu uns zurückgewandert, die aus den deutschen Stämmen Balken, Saal, Bank, Bollwerk, Faltstuhl, schmelzen gebildet sind“. [Weise, Unsere Muttersprache]. „Schon zur Zeit des Mittelhochdeutschen nahm das Deutsche auch einige Mittel der Wortbildung vom Französischen an. Nach dem Muster von partie, vilanie, bildete man jegerie, rouberie, vischerie, nhd. Jägerei, Räuberei, Fischerei usw. Die Endung der Zeitwörter auf -ieren [halbieren, marschieren, probieren] entstammt der französischen Nennform auf -ier, die in mhd. Zeit noch so ausgesprochen wurde, daß der Ton auf dem i lag. An diese altfranzösische Form wurde noch die deutsche Nennform -en gehängt. Die Endung -lei in vielerlei, mancherlei usw. ist das französische loi, das provenzalisch ley [lat. lex] lautete und außer „Gesetz“ auch „Art und Weise“ bedeutete: mhd. maneger leie liute = mancher Art Leute.“ [Wilke, Deutsche Wortkunde].

Der Gebrauch französischer Lehnwörter war so allgemein eingedrungen, daß sich diejenigen, die nicht mitmachten, dem Ruf der Ungebildetheit aussetzten. Doch hatte es auch solche, welche die Fremdsucht verspotteten. So z. B. parodierte ein bayrisch-österreichischer Dichter ums Jahr 1250 die Sprachmengerei seiner Zeit in folgender Weise: „Ein riviere ich dâ gesach; durch ein fôres gieng ein bach zetal über ein planiure.“ Andere kämpften indirekt gegen das Fremde an:

„Hie wil ich iuch wižzen lân:
swie wol ich welhische kan,
sô wil ich doch in mîn getiht
welhischer Worte mischen niht,“

röhmt sich der fremde Thomasin von Zerklaire [aus Friaul]. Er ist damit einer der ersten, die gegen das „gestreifte“ Deutsche geschrieben haben.

* * *

Noch eine ganze Anzahl von andern Redewendungen geben uns Aufschluß über die Verhältnisse zur Zeit des Rittertums. Bezeichnende Redensarten aus jener Zeit sind z. B.: sich etwas herausnehmen; ferner: jemand das Wasser reichen. Damals aß man noch mit den Fingern [lebte also tatsächlich „von der Hand in den Mund“] und mit dem Löffel. [Die erste Eßgabel kam erst ca. Mitte des elften Jahrhunderts durch eine byzantinische Prinzessin nach Venedig. Erst vom 16. Jahrhundert an fing

sie sich dann nach und nach an einzubürgern; doch war sie noch im 18. Jahrhundert in Deutschland, besonders von der Landbevölkerung, fast nicht angewendet.] Die Speisen wurden zerschnitten hereingebracht und den einzelnen Teilnehmern an der Mahlzeit herausgegeben. Es gab aber solche, auch in feiner Gesellschaft, die damit nicht zufrieden waren und sich selber „herausnahmen“, d. h. also etwas taten, das gegen die höfische Sitte verstieß. In weniger vornehmen Kreisen bediente sich sowieso jeder selber. Es war daher, und wenn es nur aus Vorsicht gewesen wäre, der Brauch, daß bei einer bessern Mahlzeit vor und nach dem Essen ein dienender Geist mit einer Schüssel voll Wasser von einem Tischgenossen zum andern ging, daß sich jeder die Hände waschen konnte, somit einem jeden das Wasser reichte. Hierfür wurden gewöhnlich die niedrigsten Diener verwendet. Wenn einer einem andern nicht einmal das Wasser reichte, so hieß das damit eigentlich, er sei noch verachtungswürdiger als jener gering angesehene Diener. Hatten die Tischgenossen die Hände gewaschen, so war es Anstand, nicht in die bloße Hand zu schneuzen und auch nicht das Tischtuch hierzu zu benutzen, nicht von dem Brotstück, mit dem man die Schüssel [gemeinsam] austunkte, abzubeißen und es dann wieder zu gebrauchen, nicht aus der Schüssel zu schlürfen und sie mit den Fingern auszuwischen, die abgenagten Knochen nicht wieder in die Schüssel zu werfen. [Es war auch unanständig, einem andern etwas wegzunehmen, mit beiden Händen zu schöpfen und während des Essens den Gürtel weiter zu schnallen.]

Auch die Redensart, „einem einen Korb geben“, geht auf die Zeiten des Rittertums zurück. Die Schlösser hatten einst erst weit oben Fenster. Das hatte nun — man denke an die nachts aufgezogene Zugbrücke und die Abgeschlossenheit der Frauen — seine Schwierigkeiten für das „Fensterlen“. Da wird nun mehrfach berichtet, daß Burgfrauen ihren heimlich Geliebten in einem Korb zu sich hinaufziehen ließen. Andere verwendeten in schlimmer Weise einen Korb mit leicht durchbrechbarem Boden und zogen einen unbequemen Liebhaber in einem solchen hinauf. Wem das widerfuhr, der stürzte dann ab und verletzte sich dabei mehr oder weniger schwer, ja vielleicht lebensgefährlich. Später verfuhr man glimpflicher. Wen man fernhalten wollte, dem ließ man einen Korb ohne Boden hinunter. Noch später bemühte man den Bewerber nicht einmal so weit, sondern ließ ihm einen solchen Korb ins

Haus tragen. Mit der Zeit wurde dann „der Korb“ zum Körbchen, und schließlich wurde er ganz weggelassen. Es verblieb dann bei der Mitteilung, daß die Bewerbung abgewiesen sei. Auch heute ist es noch der Brauch, daß man bei Bewerbungen um Ämter vom „Durchfallen“ spricht. Auch bei einer Prüfung kann man „durchfallen“.

Das Rittertum entartete immer mehr, bis es schließlich vom aufstrebenden Bürgertum überwunden wurde. Die Raubritter „brandschatzten“ [Brandschätzung] eine Gegend, d. h. sie setzten die Geldabgabe fest, die zur Abwendung des Niederbrennens einer Ortschaft bezahlt werden mußte. Schnapphähne = „berittene Wegelagerer, Strauchdiebe“ lauerten im Gebüsch vorüberziehenden Kaufleuten auf und beraubten sie. Das Wort wurde dann im 17. Jahrhundert, besonders zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, viel mehr angewendet. Auf einem „Buschklepper“ lagen diese Strauchritter ihrem Raubhandwerk ob. Ihrer Güter beraubt oder sonst unbemittelt, gingen sie „fechten“, was wir jetzt nur noch im Sinne von „betteln“ brauchen, oder sie „schlugen sich durch die Welt“. Die Anführer bei einem Aufstand oder Überfall waren die „Rädelnsführer“. Rädel, etwa ähnlich wie jetzt Ring, wurde für eine Anzahl in einem Kreis stehender Personen gebraucht, wie das oft bei kleinen Tanzreigen der Fall war. Der Anführer eines solchen Kreistanzes wurde Rädelnsführer genannt. Es scheint, daß dann das Wort namentlich durch den Bauernkrieg seine schlimme Nebenbedeutung erhalten hat. „Die Anführer der Bauern ließen, gleich einer Fahne, ein Rad — in Form eines Pflugrades — auf einer Stange vor sich hertragen. Auch im Lager der Bauern stand vor jeder Gruppe oder Rotte ein solches Rad auf einer Stange aufgerichtet, zum Zeichen, daß dort ein Bauernhauptmann, ein Radelführer oder Rädelnsführer campiere. So heißt es einmal: einer von den Rädelnsführern ist lebendig begraben. Die Unmenschlichkeiten, welche sich die Bauern zu schulden kommen ließen, haben es veranlaßt, daß das Wort nur in bösem Sinne üblich ist, und auch heute noch besonders von aufrührerischen Zusammenrottungen, sei es im Staat, sei es in kleineren Gemeinschaften gebraucht wird.“ [Schrader]. Durch Sengen [heißt: das Feuer beim Niederbrennen der Gebäude „singen machen“] und Brennen wurden die Raubritter eine entsetzliche Plage für die Bevölkerung. Erwischt man sie, so ließ man freilich ihren Kopf über die Klinge springen [„Wenn einem aufrecht Stehenden der Kopf mit der Schwertklinge abgeschlagen wird, so

springt oder hüpfte der Kopf erst in die Höhe, bevor er zur Erde fällt“ (Schrader)] oder „man vermählte sie mit des Seilers Tochter“, der Jungfer Strick, zierte sie mit einem häfnen Strick oder ließ sie durch ein „häfnenes Fenster“ sehen, d. h. man hängte sie.

Eine starke Hand gegen diese Raubritter hatte Rudolf von Habsburg, der in Thüringen allein 60 Raubnester schleifen ließ. Wenn auch diese Schlösser mit ihren geheimnisvollen Verließen lange Zeit eine wahre Landplage bildeten [nur in der Grafschaft Kyburg z. B. (d. h. dem östlichen Teile des Kantons Zürich und dem westlichen des Thurgaus) hatte es mehr als 100 größere und kleinere Burgen, in Unterwalden 32, in Bünden 149], so muß man dabei doch auch nicht übersehen, daß das Rittertum für die Kulturentwicklung auch Großes geleistet hat. Es hat ein Hauptverdienst am Zurückdrängen der Hunnen, Mauren und Sarazenen, Durch die Kreuzzüge wurden neue Handelsbeziehungen geschaffen, der Gesichtskreis wurde erweitert, was schließlich der Ausgangspunkt für die Entstehung der Renaissance und das Zeitalter der Entdeckungen war. Durch das Rittertum wurde das Leben verfeinert, der Sinn und Geschmack für Schönheit gehoben, die Freude an Farbe und Poesie geweckt und gepflegt. Noch jetzt hat das Wort „ritterlich“ für uns den Sinn „ideal veranlagt“ und „gut erzogen“, und über der Ritterzeit liegt noch der Hauch der Romantik. Mit Wohlgefallen ruht unser Auge auf den von Ferne schimmernden Mauern und Türmen der noch erhaltenen Burgen und Schlösser, sowie auf den von den Höhen trotzig herunterschauenden Ruinen, die uns aus lang vergangenen Zeiten herübergrüßen.

8. Die Entstehung und Bedeutung der Geschlechtsnamen.

Ursprünglich unterschied man die Leute nur durch die Personennamen. Hatte es mehrere Personen gleichen Namens, so bezeichnete man sie nach der Herkunft oder dem Wohnort, benannte sie nach dem Vater, der Mutter, einem Verwandten oder dem Dienstherrn, oder man setzte zur Unterscheidung den Beruf oder eine Eigenschaft als bezeichnendes Merkmal hinzu. So entstanden und verbreiteten sich zum Teil die Geschlechtsnamen. In den Städten fand die Sitte rasch Eingang, währenddem man auf der weniger zahlreich bevölkerten Landschaft noch viele Jahrhunderte in altherkömmlicher Weise mit den

bloßen Personennamen auszukommen suchte, und wo das nicht mehr gut anging, den Personennamen des Vaters vorsetzte oder sich auch mit einer andern Bezeichnung behalf. So sagte man: 's Heinriche Jakob, 's Konrade Fritz, oder auch nur „dem Albert sin Bueb“, „dem Ruedi sis Chind“. Reste dieser Benennungsweise haben sich bis in die Gegenwart in der Volks- und Umgangssprache erhalten. Es erinnert damit diese Art der Bezeichnung noch an die Zeiten des Alten Testamentes. Im Hildebrandslied heißt es „Hildebrand, der Sohn des Heribrand“, im Nibelungenliede „Siegfried, Siegmunds Sohn“, und nach der Mutter „der Siegelinde Kind“. Eine ganze Anzahl Namen weisen auch noch heute auf diese Art der Entstehung hin. Matthisson ist eigentlich der Sohn des Matthias. Häufig, besonders in der Nähe der Nordsee, ist Sohn zu „sen“ abgeschwächt: Andersen oder Andresen = Sohn des Andreas, Jansen, Jensen = Sohn des Johannes, Petersen = Petersohn; Frenssen ist der Sohn des Franz, Classen der des Klaus. Mertens für Martins, Hinrichs für Heinrichs, sowie Rubens sind in Genitivform erhaltene Geschlechtsnamen, bei denen die Ableitung vom Vornamen noch ohne weiteres ersichtlich ist. Als Beleg dafür, daß Personen auch nach Verwandten benannt sind, führt Bähnisch, „Die deutschen Personennamen“ an, daß es z. B. 1290 in Breslau einen Hermannus gener Zachariae [Schwiegersohn des Zacharias] gehabt habe, der bald zu dem kürzer benannten Hermann Zachariä geworden sei; ferner erwähnt er einen „Nickel, des langen Dietrich Bruder“ [1300], der kurze Zeit darauf „einfach“ Nickel Langdietrich geheißen habe. — In Zürich sind die ersten Geschlechtsnamen 1145, in Basel 1168 beurkundet; allgemein kann man also sagen, daß sie bei uns ungefähr von der 2. Hälfte des zwölften Jahrhunderts an in Gebrauch gekommen seien [1095 z. B. unterschrieben sich in Basel noch 19 Personen nur mit ihrem Vornamen], während sie sich vereinzelt schon im 7. und 8. Jahrhundert vorgefunden haben. Häufiger waren sie damals schon in Italien, von wo aus wahrscheinlich sich überhaupt der Brauch eingelebt hat. Denn es handelt sich ebenso sehr um einen solchen, d. h. eine „Modesache“, als ein Erfordernis des Lebens. „Nicht sowohl das Bedürfnis praktischer Unterscheidung, als die Sucht sich auszuzeichnen, schuf die deutschen Namen“, schreibt Socin in seinem Mittelhochdeutschen Namenbuch. Es ist also nicht nur das oben erwähnte Bestreben, Verwechslungen zu vermeiden, welches dazu führte, daß man dem Vor- noch einen Familiennamen zufügte.

Nach der oben genannten Art, bei welcher man den Namen des zu Benennenden hinter den einer andern bekannteren Person setzte, konnten alle Vornamen auch zu Geschlechtsnamen werden, z. B. Albrecht, Arnold, Burkhard, Dietrich, Eberhard, Ernst, Fritz, Kaspar, Lutz, Marti, Walter. Da indessen viele dieser Vornamen in anderem Zusammenhange behandelt sind, sei hier nur auf einige hingewiesen. Aus „Kuno (von Kuon-rat)“ sind abgekürzt „Kuhn, Kühn, Kühne, Kurt“ entstanden; d. h. diese Namen entsprechen also nicht nur dem Eigenschaftswort, das sich freilich auch darin vorfindet, wie man ja auch „Wolf“ als Abkürzung der Wortes Wolfgang zu betrachten hat. Wie in „Kriemhild“ ist auch im Namen der (Gebrüder) „Grimm“ die Wurzel krim, grim = Helm enthalten. „Götz und Gödeke“ sind wie „Goethe“ als Umbildungen von „Gottfried“ aufzufassen; „Reineke und Renz“ sind solche aus „Reinhard“. „Markwart oder Marquart“ ist der Grenzhüter; andere deuten es als marachwart = Pferdewärter. Währenddem sich in „Arendt, Arndt [Genitiv: Ahrens], wie in Arnold“ die Wortwurzel ar = Adler vorfindet, so ist in „Berndt, Berendt [Genitiv: Behrens], Benno, Behring, die von ber = Bär der Hauptbestandteil. „Hartmann, Hartmut, vielleicht auch Herder“ sind aus der Sprachwurzel hard, hart = stark, tapfer, gebildet. Wie bei „Reinhard“ liegt auch der ersten Silbe in „Rainer, Renner, Renger (Rengger), Raimund, Reinhold, Reinmar, Reimer, Reimann, Rembrandt“ der Wortstamm ragan, regin = „Rat“ zu grunde. „Rückert“ aus hroc = Schlachtruf und -ert, abgeschwächt aus hard, ist in wörtlicher Übertragung der im Schlachtruf-, „Volkart“ der im Volke Starke. In den Geschlechtsnamen Schiller [ist sonst eher von „Schieler“ abzuleiten], Scheller, Schill, Schilling“ kann man sich wie in „Ranke“ die Wortwurzel scild (rand) = Schild enthalten denken. „Giesel, Gysel, Geßler [kann auch den Sinn haben „in der Gasse“], Gellert“ werden als Umbildungen des in der ersten Silbe sich vorfindenden Grundwortes gisal = Geisel angesehen. Aus „Wignand“ = der im Kampfe Kühne ist wahrscheinlich „Wieland“ entstanden; der Enderle oder Enderli ist eigentlich ein „Andreas“.

All diesen Namen, die also im grunde genommen Vornamen sind, stehen die auf andere Art gebildeten Geschlechtsnamen gegenüber. Sehr viele derselben geben die Herkunft von der Landschaft oder dem Wohnort an. Diese Art der Familienbezeichnung wurde am frühesten verwendet. Etwa von 1050 an nannte sich zunächst der alte Adel nach seinem Stammsitz;

dann ging die Sitte auf den niederen Adel über und wurde bald auch von den übrigen Ständen nachgeahmt. Meist wird diese Herkunft, und zwar für alle Stände und nicht nur für den Adel, durch „von“ angegeben, z. B.: Hagen von Tronje, Dietrich von Bern, Wolfram von Eschenbach, Rudolf von Habsburg, die von Erlach, von Bubenberg, aber auch: der Meier von Sarnen, der Kunz von Gersau, Arnold vom Melchtal, Heinrich von der Halden, Niklaus von der Flüe, Paul von der Crone, Paul Vonmoos, Edwin Vontobel, Heinrich Vonau oder Vonderau, ferner in holländischen Namen: van Beethoven, van Dyk [vom Teich], Rembrandt van Ryn [= vom Rhein, an dessen einem Arm der Vater eine Mühle besaß]. Es werden indessen auch andere Präpositionen angewendet: Abderhalden, Andermatt [General], Ausderau, Hans auf der Mauer, Burkhard am Bühel, Jakob Amstein, Regula Amrain, ferner: Jörg im Hofe, Sulzer-Imhoof, Pfarrer Imgrund, Fritz Ineichen, Hanns in der Gand, sowie: Kaspar Zumbusch, Johann Zumsteg, Melchior zur Straßen, Anton Zurlaufen, Familie Zurlinden. Bei den adeligen Namen ist dabei in der Gegenwart das Vorwort und der allfällige Artikel abgekürzt, während er bei den bürgerlichen ausgeschrieben und auch häufig mit der Ortsbezeichnung zusammengezogen ist. Später wurde das adelige „von“ auch noch Namen beigesetzt, zu denen es eigentlich gar nicht paßt, z. B. von Wyß, von Müller.

Nach der Herkunft vom Land oder vom Wohnort, vielleicht auch nur nach einem Aufenthalte in einer bestimmten Stadt oder dem betreffenden Lande, sind z. B. folgende Geschlechtsnamen gebildet: Appenzeller, Basler, Zürcher, Schwyzer, Schaffhauser, Schweizer, Hofstetter, Hettlinger, Hallauer, Kappeler, Hottinger, Frauenfelder, Breitinger, Derfflinger, Deutsch, Dütsch, Ostreicher, Franzos, Bayer, Payer, Beyerlein, Villinger, Götzinger, Pohl, Pollack [= der Pole], Heß, Hesse, Franke, Westermann, Sudermann, Normann [Nord-], Böhm, Döring, Düring [der Thüringer], Elsässer, Oberländer, Flemming [der Flamänder], Unger, Hunger [Ungar; vergl. das Schreiben der Maria Theresia: Die hungerischen Stände, Seite 164].

Bei manchen Namen ist indessen ja nicht zu übersehen, daß viele derselben, die gleich oder ähnlich lauten, ganz verschiedener Herkunft sein können. Der Geschlechtsname „Bär“ z. B. kann aus Bernhard abgekürzt sein; er kann von der Bezeichnung eines Hauses „zum Bären“ stammen, oder man kann ihn auch gewählt haben, um damit die Ähnlichkeit einer Person

mit einem richtigen Bären auszudrücken [Sie ist en rächte Bär!]. Kirchhofer kann einer heißen, weil der Hof eines seiner Vorfahren in der Nähe einer Kirche lag, oder weil er ihn von einer solchen zu Lehen hatte, oder dann auch, weil er überhaupt von einer Ortschaft Kirchhof oder Kirchhofen gebürtigt war. In „Reimann“ kann das Grundwort „ragan, regin“ enthalten sein; der Name kann aber auch bedeuten „der Mann vom Rheine“. Mit „Bucher“ kann man einen bezeichnet haben, dessen Ahnen in „Buch“ wohnten oder von dorther stammten; ein Haus „Zur Buche“ kann aber auch die Ursache dieser Namengebung gewesen sein, und schließlich ist es nicht ausgeschlossen, daß man einen Buchmacher, Buchschreiber oder einen, der sich mit Eintragungen in Bücher zu befassen hatte, auf diese Art benannte.

Ferner können nach der Herkunft von der Gegend oder vom Wohnort beispielsweise folgende Namen abgeleitet werden: Auer = der von der Au [Hartmann von Aue wird der auwaere genannt], Bühler [Bücheler, Pichler], Berger, Höfler, Greuter, Gruber, Häseler [vom Haselhof], Tanner, Rosegger, Bodmer [der vom oder im Boden (Flurbezeichnung)], Heider, Baumgartner, Winkler, Steiner, Stifter, Tobler, Wiesner, Brunner, Bachmann, Stegemann, sowie Kirch-, Teich-, Buch-, Wald-, Weid- und Winkelmann. Selbstverständlich sind viele derselben ebenfalls nicht eindeutig. Brunner z. B. kann einer auch genannt worden sein, weil er sich auf die Erstellung von Brunnenanlagen verstand. Für die sichere Deutung eines bestimmten Namens ist daher eigentlich immer eine genaue Einzelforschung notwendig. Bisweilen ist auch die unveränderte Ortsbezeichnung zum Familiennamen geworden: Weißenbach = am oder vom weißen Bach, Schwarzenberg = am oder vom schwarzen Berg, ferner: Bach, Baumbach, Baumgarten, Hagenbeck (niederd.-beck für-bach), Nettelbeck, Berg, Brunn, Bruch, Busch, Hagedorn, Hagen, Neuhaus, Horn, Buchholz, Winkelried.

In den Städten hatte schon im Mittelalter fast jedes Haus an Stelle der Hausnummer seinen bestimmten Namen. Sehr viele Geschlechtsnamen sind aus solchen Hausbezeichnungen gebildet worden. Socin und Grohne führen z. B. die Familiennamen: „Bock, Hirsch, Eichhorn, Wolf, Fuchs, Affe, ferner Geier und Gans, sowie Krone, Schlegel, Spieß und Stern“ auf solche Häusernamen zurück. Die Familie Rotschild heißt so nach dem Hause „Zum roten Schild“! Johannes Gutenberg, eigentlich Henne Gensfleisch, hieß so nach dem Hause, das nach dem

Namen seiner Mutter so benannt war. Viele Namen dieser Art können natürlich auch wirklich durch Vergleichung mit Tieren oder Pflanzen entstanden sein, z. B. Bär, Bock, Böcklin, Fuchs (niederd. Voß), Haas, Hase, Leu, Ochs, Öchsli, Öchslin, Stierlin, Vogel, Greif, Geier. — Löwe, Wolf, Fuchs, Hirsch, Hirzel [für Hirschel], sind auch schon altjüdische Namen.

Sehr häufig hat man auch Eigenschaftsbezeichnungen oder Spottnamen zur Unterscheidung von Familien verwendet. Die Entstehung dieser Namen ist noch ohne weiteres aus den Beinamen vieler Herrscher ersichtlich: Peter der Große, Karl der Dicke, Friedrich der Weise, Iwan der Schreckliche, Otto der Faule, Karl der Kahle, Pipin der Kurze, Friedrich Barbarossa, d. h. der Rotbart, Karl der Kühne, August der Starke. Schon diese Beispiele, die sich ja noch um Dutzende vermehren ließen, lassen uns erkennen, wie die Leute das Bestreben haben, die Personen nach einer ihnen auffälligen Eigentümlichkeit zu benennen. In vielen Gegenden geht die Sache so weit, daß wie jedes Dorf auch fast jede Person mit einem Beinamen bezeichnet wird. Die rege Phantasie ist auch in der Gegenwart noch tätig, und besonders Lehrern, Professoren, Offizieren oder auch Vorgesetzten anderer Art wird sehr häufig ein Spitzname angehängt.

Von Eigenschaften, Bei- oder auch Spottnamen abgeleitete Geschlechtsnamen sind offenbar z. B.: Kurz, Klein, Kleiner, Lang, Lange, Langemann, Dick, Dicker, Dünner, Groß, Großmann, Groth, Alt, Jung, Jungkind, Jüngling, Dürr, Linck, Linke, Faust, Glatt, Rot, Weiß, Wyß, Schwarz, Braun, Brun, Gelhar [gelbes Haar], Grau, Grün, Schiegg, Hink, Breitkopf, Löhle, Narr, Hitzig, Wunderlich, Kluge, Stolz, Stolze, Demuth, Witzig, Scherz, Lustig, Fröhlich, Wohlgemut, Gut, Gutherz, Gutknecht, Biedermann, Segenreich, Sorg, Kraft, Stark, Stärkle, Baumstark, Büchi oder Büche [der Buchene], Wild, Wildermuth, Frech, Zorn, Wüthrich, Luder, Sauermann, Wüst, Schmutziger, Schön, Schöne, Hübscher, Greulich, Gräßle.

Die Geschlechtsbezeichnungen Graf, Fürst, Herzog, König, Kaiser, Pfaff, Abt, Probst, Bischof sind wahrscheinlich ursprünglich meist Spottnamen gewesen. Die Veranlassung zu einer solchen Benennung lag vielleicht im auffälligen Benehmen der betreffenden Personen; doch ist es auch möglich, daß diese Namen auf festliche Veranstaltungen zurückgehen.

Auch die Namen der Familienglieder sind zur Namengebung verwendet worden. So hat es Personen, die Ahn, Vater, Mutter, Vetter, Trautvetter, Wittwer, Schwager, Buob, Guter-

sohn, Kind oder Zwingli [der Zwilling] heißen. Daß es „Engel“ und „Teufel“ gibt, begreifen wir noch, ebenso daß die Namen „Himmel“, „Jud“ und „Christ“ vorkommen; aber daß es auch Leute gibt, die Jesumann, Christus oder Herrgott heißen, mutet uns etwas sonderbar an.

Auffällig sind auch folgende Namen: Apfelbaum, Holzapfel, Kienast, Birn-, Rosen- und Pfannenstiel, Häfeli, Ölhäfeli und Ölkrug, Deubelbeiß, Fuchsloch, Fürchtegott, Bleibtreu, Bohnenblust, Hanfstängl, Hünerwadel, Luginsland, Sonnenschein, Standfuß, Schimmelpfennig, Schlaginhaufen, Schlagintweit, Thudichum, Thunichtgut, Vaterlaus.

Die Zeit des Faustrechts und der Landsknechtskämpfe namentlich hat besonders viele solcher auffälliger Namen hervorgebracht: Würg-en-pauer, Haltaufderheide [1282 in Köln, ein Reisiger, der Vorübergehenden auflauert], Griep-en-kerl [niederd.: greif den Kerl], Schind-en-gast, Leer-en-beutel [den], Füll-en-sack, Stichdenreuter, Renninsfeld, Heb-en-streit [hebe den Streit an], Jag-en-teufel, Schütt-en-speer [Das gleiche bedeutet Shakespeare (wahrscheinlich Spottname für die Speerträger der Grafen von Warwick) = schüttle den Spieß].

Sonderbare Namen haben beispielsweise auch viele galizische Juden. Da sie sich nicht dazu verstehen wollten, Familiennamen anzunehmen, so wurde ihnen Namen von den Behörden gegeben. Diesen war vorgeschrieben, solche Namen zu wählen, die möglichst große Besonderheit hätten; auch sollte man wiederholte Wahl desselben Namens in dem Bezirk vermeiden. So kamen denn Namen zustande wie: „Wohlgeruch, Veilchenduft, Schöndufter; Wohltäter, Weisheitsborn; Geldschrank, Smaragd, Saphir; Singmirwas, Küssemich; Ladstockschwinger, Pulverbestandteil, Maschinendraht, Nußknacker, Schulklopfer, Reinwascher; Temperaturwechsel, Maulwurf, Nachtkäfer, Rebenwurzel; Notleider, Hungerleider, Schnapser, Eselskopf, Ochsen Schwanz, Drachenblut; Stinker, Kanalgeruch; Galgenvogel, Galgenstrick, Taschengreifer, Hirschtöter, Wanzenknicker; Sau magen, Groberklotz usw.“ [Aus Hirt: Etymologie der neuhochdeutschen Sprache].

Am häufigsten finden sich die Familiennamen, die vom Amt, Stand oder Gewerbe hergenommen sind. Socin ist der Ansicht, daß diese Namen zuletzt entstanden und daß auch hier die Adeligen vorangegangen seien, indem die hohen Ämter, wie Schenk, Truchseß, die ersten Namen dieser Art geliefert haben. Im Mittelalter ist dann die Übertragung und Beibehaltung des

Namens umso eher möglich gewesen, als der Sohn meist auch den gleichen Beruf zu betreiben hatte wie der Vater. Auch jetzt noch bleiben, trotz den ganz veränderten Verhältnissen, im engern Bekanntenkreise solche Namen, auch wenn sie gar nicht mehr passen, noch mehrere Geschlechter hindurch. So wird z. B. in meiner Heimat eine Familie nach dem Nebenberufe des schon längst verstorbenen Urgroßvaters immer noch „s Schuhmachers“ genannt; eine andere heißt aus mir unbekannten Gründen „s Müllimachers“.

Im Mittelalter bestand im Gewerbe z. T. eine sehr weitergehende Berufsteilung, und so ist auch die Zahl der daraus abgeleiteten Namen sehr groß.

Dem *Kriegshandwerk* sind entnommen: Hauptmann, Fähnrich, Schütz, niederdeutsch Schütte, Sporer, Armbruster, -Reuter oder Ruyter (meist einer, der den Wald ausgereutet hat) kann auch Reiter bedeuten; Creutzer hat ursprünglich einen Kreuzfahrer bezeichnet.

Mit der *Metallbearbeitung* gaben sich z. B. die Schmied [Schmid, Schmidt, Schmitt, Gold- und Silberschmid], Schlosser und Plattener [Panzerschmiede], Keßler und Spengler, sowie die Gießer, Messerer und Nagler ab.

Von der *Bearbeitung des Holzes* sind folgende Geschlechtsnamen abzuleiten: Binder, Faßbänder [-binder], Bötticher, Kübler, Schopenhauer [= Schaufelnhauer, d. h. einer, der für die Brauer Schöpfkellen verfertigt], Spiller und Spillmann [die Spindeln herstellen], Dreher, Dreier, Dreyer, Drechsler, Wagner, Säger, Zimmermann, Schindler [Schindelmacher], Korber oder Körber.

Nach dem *Hafnerberuf* sind der Hafner [süddeutsch] und der Töpfer [mitteldeutsch] benannt.

Dem *Baugewerbe* verdanken die Steinmetz, Maurer, Glaser, Ziegler, Kalkbrenner, Kalchhofner ihre Namen,

Mit der Herstellung von *Bekleidungsstoffen* und *Kleidungsstücken* beschäftigten sich einst die Weber, Wullenwewer (niederd.), Färber, Spinner, Gerber, Walker (welche die Häute walkten), Lederer, Holzschuher, Kürschner, Gürtler, Pelzer, Tuch- und Schleiermacher, Schneider [Schnyder, Schröder, Schrader], Schuhmacher [Schuster, Schuhmann, Schubert, Schubart, Schuchardt]. Suttner ist aus dem lat. *sutor* = Schuster abzuleiten.

Auf eine *Betätigung* oder das *Wohnen auf dem Lande* deuten folgende Namen: Bauer, Neubauer oder Neugebauer [der neu Hinzugezogene], Land-, Acker-, Holz-, Flachs-, Weid-

mann, Geißbühler, Pflüger, Holzer, Förster und Forster, Jäger, Fischer, Beutner [Beute heißt die Wohnung der Bienen in einem Baum], Höpfner [Hopfenbauer], Hirt, Herter, Herder, Schäfer, Geßner [Geißhirt], Rößler und Rösselmann, Taubner und Täubner [Teubner]. Die Huber waren Inhaber einer Hube [etwa 30—40 Jucharten]; die Schuppisser besaßen ein Schuppos [12—15 Jucharten]. Ledebur, niederd., bezeichnete einen Bauern auf der Lede, d. h. auf der Heide; Landolt ist ein über das Land Waltender.

Die *Herstellung und Verabfolgung von Nahrungsmitteln und Getränken* hatte die Entstehung folgender Familiennamen zur Folge: Müller, Müllner, Möller, Miller, auch Körner [vom got. quairnus, mhd. kürne = die Mühle], Kerner [wahrscheinlich eher von Kärrner], Karrer, Beck, Becker, Sauerbeck [= Brotbäcker], Brodbeck, Semler oder Simeler [= Semmelbäcker], Pfister [mundartlich pfistere = backen], Koch, Mälzer, Brauer, Grützner, niederd. Grüttner [= der Grützmacher]. Metzger, Käser, Senn, Silcher [von „selchen“ = pöckeln, räuchern], Ölschläger [Arbeiter einer Ölmühle], Salzmann [= Salzsieder], Schenk, Krüger und Buttler [= Inhaber einer Wirtschaft in einem Dorfe]. Schröter oder Schröder [kann auch Schneider bedeuten] wurden die Auflader der schweren Fässer genannt; mit Sulzer wurden nicht nur diejenigen bezeichnet, die von einer Ortschaft Sulz [salzhaltige Stelle im Gebirge oder salzige Quelle] stammten, sondern auch die, welche gesalztes, d. h. gesalzenes Fleisch verkauften.

Kaufmann, Kramer und Krämer waren ursprünglich die Namen für Handeltreibende; Bader hieß einst der Inhaber einer Badestube; Scherer (Schärer) nannte man den Barbier.

Die „Spielmann(s), Geiger, Giger, Fiedler, Pfeifer, Singer“ haben diese Namen offenbar erhalten, weil sich ehedem einer ihrer Vorfahren musikalisch betätigte. Vielfach waren es Personen, die dem fahrenden Volke angehörten.

Eine ganze Anzahl Geschlechtsnamen gibt auch die *Stellung* ihres ersten Inhabers an. „Eigenmann“ war eigentlich die Bezeichnung für einen Leibeigenen, also offenbar der Gegensatz zu einem Eigenheer, Freimann, Frymann oder Frei. Mit einem „Hofmann“ meinte man nicht einen Mann an einem Hofe, sondern einen der zu einem Hofe gehörte. Als Aufseher über diese „Hofleute“ war der Hofmeister oder Schaffner gesetzt [vergl. Attinghausen: Jetzt kann ich nichts mehr als den Schaffner machen]. Im Dienste eines andern standen selbstverständlich einst auch

die „Diener“ und „Knecht“. Den gleichen Sinn wie dieses letztere hat ursprünglich das Wort schalc, schalch. Davon abgeleitet ist der Name Schalcher [Schälchli]. Natürlich kann dieser auch die Herkunft von einer Ortschaft Schalchen bezeichnen, die dann aber doch ihrerseits wieder als Wohnort eines „Schalchs“, d. h. eben eines Knechtes, so benannt worden ist. Lehmann [Lehner] hat die Bedeutung von Lehensmann. Die „Keller“ waren einst die Verwalter herrschaftlicher Kellereien. Ein ihnen zur Bewirtschaftung überlassenes Stiftgut nannte man „Kehl-“, d. h. Kellerhof. Mit Meier, Meyer, Maier, Mayer (fr. maire), von major [domus] bezeichnete man ursprünglich eigentlich die Vorsteher der Dienerschaft eines Hauses, dann die Oberaufseher, Bewirtschafter oder Pächter eines Gutes, des Meierhofes.

Die in den ältesten Zeiten [ca. 800—900] von geistlichen und weltlichen Grundherren in den von ihnen abhängigen Dörfern gegründeten Kirchen wurden von ihren Stiftern mit einem Gute beschenkt („bewidmet“), dessen Bebauer dann der „Widemer, der Widmer“, genannt wurde. Von den „Zehndern“ mußte einst der Zehnten eingezogen werden. Eine ähnliche Aufgabe hatten die „Kastner“ und „Kästner“. Auch sie hatten zu jener Zeit der Naturalwirtschaft Steuern einzuziehen. Zu Botendiensten standen den Herren die „Springer“ und „Läufer“ zur Verfügung. „Richter, Hof- oder Hoferichter, Ammann, Vogt [Nebenformen Voigt und Voit]“ sind Amtsbezeichnungen.

Auf städtische Verhältnisse deuten die Namen „Burger“ und „Bürger“. Deren Oberhaupt war oder ist der Bürgermeister oder auch der Schultheiß [Schultheiß, Schultze, Schulze, Schulz, Scholz] = der die Schuld heischt, die Verpflichtungen befiehlt. Die Wörter „Schreiber, Münzer, Wächter, Zöllner, Zoller, Brückner“, bedürfen keiner Erklärung. „Stocker, Stöcker, Stockmann“ war die Bezeichnung für die Gefängniswärter, die damals vor allem noch mit dem Stocke ihres Amtes walteten.

Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß einzelne dieser Namen außerordentlich zahlreich vorkommen, währenddem andere sich nur vereinzelt vorfinden. Dabei treten natürlich auch hierin große örtliche Verschiedenheiten auf. In Winterthur z. B., mit rund 25,000 Einwohnern, hat es nach dem Adreßbuch von 1916 je etwa 50 Bachmann und Brunner, je zirka 70 Boßhard und Frei, ungefähr 80 Huber, 150 Keller, 180 Meier und 210 Müller. Das Adreßbuch [Jahrgang 1917] der etwa 8 mal mehr Einwohner zählenden Stadt Zürich weist

rund je etwa 200 Peter, Pfister und Rüegg auf, je ungefähr 230 Bachmann, Kunz und Widmer und noch etwas mehr, nämlich 250, Fischer. Die Boßhard und Brunner sind je mit etwa 270 Namen aufgeführt, die Schneider und Schnider mit nahezu 300. Baumann hat es rund 370, Frei 470, Keller und Weber über 500. Ihnen „über“ sind die Huber, mit 600 an der Zahl, während die Schmid, Schmitt usw, sogar durch 700 Namen vertreten sind. Am „höchsten“ haben es auch in Zürich die Meier und Müller gebracht; doch ist es umgekehrt wie in Winterthur; denn es hat „nur“ etwa 1000 Müller, dagegen 1300 Meier. Schon ein nur oberflächlicher Vergleich zwischen den beiden Städten scheint immerhin zu ergeben, daß in Zürich die Verhältnisse etwas gemischter sind. Im Jahre 1905 enthielt das Adreßbuch von Berlin 9200 Schulz, 6300 Müller, 6100 Schmidt, 2400 Meier und 2200 Lehmann. Wenn es also je dazu kommen sollte, daß die Behörden proportional der Häufigkeit der Geschlechtsnamen bestellt würden, so wäre fast eine Oligarchie der Schulze, Meier, Müller, Schmid, Lehmann, Keller, Huber und Co. zu befürchten. Jedenfalls aber braucht keiner dieses Namens bei seinem kinderlosen Ableben dem Attinghausen gleich wehmütig zu klagen, daß sein Name mit ihm ende. Einer aus der großen Sippe der Meier hat zudem noch herausgefunden, daß dieser Name noch in über 1000 Zusammensetzungen vorkomme. Im Zürcher Adreßbuch hat es zwar z. B. „nur“: Abs-, Bichl-, Birken-, Dall-, Dangel-, Dauben-, Eber-, Edl-, From-, Gaß-, Grendel-, Gsotten-, Hard-, Hippen-, Hock-, Hof-, Huttel-, Hutten-, Kiel-, Kien-, Kirch-, Lind-, Mauer-, Neu-, Ober-, Sand., Schatt-, Scheuer-, Sedl-, Stadel-, Stein-, Stroh-, Veesen-, Vogl-, Wald-, Walden-, Wester-, Wied-, Wiede- und Wiedenmeier (meyer, mayer usw.); aber nehmen wir noch die Birk-, Ritt- und Sachsenmeier in Winterthur, sowie die Maierhanser, Maier- und Meierhofer, Meierberg und Meierhans dazu, so wollen wir es dem Manne doch glauben. Die große Zahl der gleichnamigen Geschlechtsbezeichnungen, und sogar zugleich auch gleichen Vornamen, hat zum Teil solche Unterscheidungen notwendig gemacht. So hat es beispielsweise nach dem Zürcher Adreßbuch in Zürich je etwa 30 Heinrich Meier und Johann Müller und sogar über 40 Johann Meier. Wir begreifen auch, daß bei der Adresse eine genaue Angabe des Kreises, der Straße und unter Umständen auch der Nummer unbedingt notwendig ist, wenn wir da herauslesen, daß es z. B. 4 Heinrich Müller-Meier hat, daß zwei Karl Meier-Müller heißen

und daß sich außerdem je zwei Johann, Albert, Heinrich und Emil Meier-Meier vorfinden. Namentlich die Häufigkeit bestimmter Namen, aber auch andere Gründe haben offenbar besonders zu Änderungen der Schreibweise geführt. Einer meiner Freunde z. B. schreibt sich stets Oscar. Die Familie Bismarck schrieb sich früher allgemein nur mit k. Als des Reichskanzlers Vater in der Zeitung die Anzeige veröffentlichten ließ, daß ihm ein Sohn Otto geboren worden sei, unterzeichnete er mit Ferd. v. Bismarck. Der Name des Grafen Zeppelin [Stammschloß Zepelin] wurde ursprünglich mit einem p geschrieben, und auch jetzt noch schreibt sich der größte Teil der Familie auf diese Art.

* * *

Was ist nicht alles in diesen Namen enthalten, mit ihnen verbunden ! Durch ihre Häßlichkeit abstoßend wirken die einen, währenddem wir uns durch den Sinn der andern ohne weiteres angezogen fühlen. Oder ist es nicht angenehmer, Ida Keusch, Augusta Rein, Anna Rosenmund, Meta Herzig, Agnes Schätzli oder Siegrun Schatz zu heißen als Xanthippe Nessel, Hedwig Hässig oder Pauline Wüst ? Freilich, ist nicht durch die Änderung der Verhältnisse für die meisten Personen der Sinn der Geschlechtsnamen ganz unpassend, ja widersinnig geworden ? Oder paßt es, wenn ein Metzgermeister Schlotterbeck, eine Coiffeuse Saumweber- und ein Holzarbeiter Tuchschmid heißt ? Entspricht es den Verhältnissen, wenn der Urenkel des Grathwohl im Zuchthaus sitzt und der Nachkomme des Heidenreich ein armer Teufel ist ? Und dennoch liegt unendlich viel in diesen Geschlechtsnamen ! Ihre Geschichte ist eigentlich seit etwa 800, und allgemein seit etwa 500 Jahren, unsere Geschichte überhaupt. Sie geben uns z. T. Aufschluß über die wirtschaftlichen Verhältnisse; mit den Trägern der „großen Namen“ ist die Entwicklung und Erhaltung der Staaten verbunden. Die einen dieser Namen vielleicht durch Zufall-, die Laune des Augenblicks entstanden, sind zum Stamm großer Geschlechter geworden, die Jahrhunderte überdauert haben; die andern, welche einst von den Mächtigsten der Welt bezeichneten, gehören schon lange der Geschichte an.

Was unterscheidet
Götter von Menschen ?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Ein ewiger Strom :
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken.

Es spricht aus diesen Namen der Geist und die Tatkraft einzelner, aber auch die ganzer Geschlechter; sie geben uns jedoch auch eine Lehre über die Laune und die Wandelbarkeit des Glücks, sowie die Vergänglichkeit überhaupt. Und doch verketten sich nicht auch in ihnen z. T. wieder Verdienst, Schuld und Sühne?

9. Die Renaissance.

Durch den Einfluß Italiens begann um die Mitte des 14. Jahrhunderts eine Wiederbelebung des Altertums, Renaissance oder auch Humanismus genannt. Es wurden infolgedessen viele Hochschulen gegründet: Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386, Köln 1388, Erfurt 1392, Leipzig 1409, Basel 1460. Aber die Gelehrten sprachen und schrieben meist Lateinisch und verachteten das Deutsche. Dadurch wurde neuerdings eine große Zahl lateinischer Wörter in die deutsche Sprache hineingedrängt. Man suchte vor allem auch die klassische Mythologie [Götterlehre der Griechen und Römer] in die deutsche Dichtkunst einzuführen und bildliche Ausdrücke in reichem Maße herüberzunehmen. — Solche sind z. B.:

Den Rubiko überschreiten = den Streit eröffnen. Der Rubiko war der Grenzfluß des alten römischen Staates. Cäsar, der Gallien erobert hatte, kehrte die Waffen gegen seine eigene Vaterstadt, um sich zum Herrscher zu machen. Indem er den Rubiko überschritt und damit die Feindseligkeiten eröffnete, soll er den Ausspruch getan haben: *Jacta est alea* = der Würfel ist gefallen.

Den Augiasstall reinigen = Ordnung machen, wo ungeheuer viel Unrat vorhanden ist, namentlich in einem Staat oder in einer Gesellschaft, wo viel Verderbnis herrscht. Augias, ein König des alten Griechenland [von Elis], besaß ungeheure Herden [3000 Stück Vieh]. Nach der Sage hatte sich deren Dünger während vieler Jahre im Stalle aufgehäuft. Eine der 12 Arbeiten, die Herkules im Auftrage des Königs Eurystheus von Mycene vollbringen mußte, bestand darin, daß er in einem Tage diesen Stall des Augias zu reinigen hatte. Herkules vollbrachte die Arbeit, indem er einen reißenden Bach durch den Stall leitete.

Das ist die Achillesferse = d. i. die Stelle, wo er tödlich verwundbar ist. Achilles war der tapferste Held der Griechen im trojanischen Krieg. Nach der Sage hatte ihn die Mutter,

die Göttin Thetis, um ihn unsterblich zu machen, in Feuer oder in das Wasser des Styx getaucht [Fluß, der die Unterwelt von der Oberwelt trennt]. Dabei hatte sie ihn an der Ferse gehalten (!), wodurch er an jener Stelle verwundbar blieb. Die Stelle wurde später dem Achilles zum Verhängnis. An derselben wurde er von einem Pfeil des Paris getroffen, der vom Lichtgott Apollo unterstützt war. Es stellte sich dann Blutvergiftung ein, an welcher Achilles starb.

Ein Danaergeschenk = ein Geschenk, welches Gefahr für den Empfänger in sich birgt. Mit Danaer, eig. die Bewohner von Argos und der Landschaft Argolis, bezeichnete man die alten Griechen überhaupt. Zehn Jahre lang hatten die Griechen vergeblich Troja belagert. Da wendeten sie auf Anraten des Helden Odysseus eine Kriegslist an. Sie bauten ein sehr großes, hölzernes Pferd. Im hohlen Bauche desselben versteckten sich einige Griechen. Das griechische Heer zog ab. Einige Zurückgebliebene erklärten den Trojanern, das Pferd werde nach dem Ratschluß der Götter zum Schutz für Troja dienen, wenn diese es in seinen Mauern aufnehme. Die Trojaner rissen ein Stadttor ein und führten das Pferd trotz der Mahnung des Priesters Laokoon in die Stadt. In der Nacht krochen die versteckten Griechen aus dem Pferd, besetzten dann ein Stadttor und ließen die inzwischen zurückgekehrten Griechen in die Stadt eindringen, welche dann zerstört wurde.

Ein Pyrrhussieg = ein Sieg, der einer Niederlage gleich kommt. Pyrrhus, König von Epirus, von den Bewohnern Tarents zu Hilfe gerufen, schlug die Römer in zwei blutigen Schlachten [280 v. Ch. Heraklea, 279 Asculum]. Der letzte Sieg war für ihn so verlustreich, daß er ausgerufen haben soll: „Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren!“ Einige Jahre später, nämlich 275, wurde er bei Benevent wirklich geschlagen.

Eine Sisyphusarbeit = eine ungeheuer strenge Arbeit, die keinen Erfolg hat. Sisyphos, König von Ephyra, dem nachmaligen Korinth, mußte zur Strafe für seine Verschlagenheit und Ungerechtigkeit in der Unterwelt einen mächtigen Felsblock auf den Gipfel eines steilen Berges wälzen. Aber jedesmal, wenn er fast oben war, rollte der Stein wieder hinunter, und Sisyphos mußte die Arbeit von neuem beginnen.

Tantalusqualen = übermenschliche Qualen. Tantalus, einst der Vertraute des Zeus und der andern Götter, wurde hart bestraft, weil er ausplauderte, was ihm an der göttlichen Tafel anvertraut worden war. Er mußte bis am Hals im Wasser

stehen. Über seinem Haupte hingen saftige Früchte. Aber wenn er, von ewigem Durste gequält, sich niederbeugen wollte, um Wasser zu trinken, wich es vor ihm zurück, und streckte er die Hand aus, um von den Früchten zu pflücken, so schnellten die Zweige hinauf, und vergeblich lehzte der Arme.

Das Faß der Danaïden füllen = eine Arbeit tun, die nie von Erfolg begleitet sein kann. Die Danaïden, d. h. die Töchter des Danaos, die, mit Ausnahme einer einzigen, auf Anraten ihres Vaters ihre Männer in der Brautnacht ermordet hatten, mußten zur Strafe in der Unterwelt Wasser in ein durchlöchertes Faß schöpfen.

Gordischer Knoten. Midas, König von Kleinasien, stellte in Gordium den Wagen seines Vaters, Gordius, als Heiligtum auf. Das Joch, mit welchem man die Pferde anspannte, war an der Deichsel mit einem Riemen so befestigt, daß man die Enden dieses kunstvoll verschlungenen Riemens nirgends sehen konnte. Wer diesen Knoten zu lösen im stande war, der sollte Herrscher werden von Kleinasien. Als Alexander der Große in Kleinasien eingezogen war, ließ er sich den gordischen Knoten zeigen. Statt ihn zu lösen, durchhieb er ihn mit dem Schwerte. „Den gordischen Knoten lösen“ hat darnach den Sinn: einer schwierigen Sache gewaltsam ein Ende machen.

Das Schwert in die Wagschale werfen = etwas gewaltsam noch mehr zu seinen Gunsten wenden. Der König der Gallier, Brennus, welcher die Römer besiegt hatte, versprach gegen die Bezahlung eines Lösegeldes von tausend Pfund Gold mit seinem Heere vor Rom abzuziehen. Beim Abwägen des mit Mühe zusammengebrachten Goldes sollen die Gallier falsche Gewichte gebraucht haben. Die Römer wollten sich das nicht gefallen lassen. Da warf Brennus trotzig noch sein Schwert zu den Gewichten in die Wagschale und rief: „Vae victis! = Wehe den Besiegten!

Ein X für ein U machen = einen täuschen wollen. X ist die römische Zahl 10 und V — so wurde früher das U geschrieben — die Zahl 5. Wer also statt des 5 ein 10 setzt, der will dem andern mehr anrechnen, ihn also täuschen.

Eulen nach Athen tragen, etwa gleich wie „Wasser in den Rhein tragen“, bedeutet etwas sehr Unnützes tun. Die Eulen waren in Athen geheiligt; darum gab es dort deren sehr viele.

Einem die Kreise stören = jemanden in seinen Gedanken oder in seinen Interessen stören. Zur Zeit, als die Römer Syrakus belagerten, lebte in der Stadt der Gelehrte Archimedes

[287—212 v. Chr.]. Als die Römer in die Stadt eindrangen, beschäftigte sich Archimedes gerade mit der Lösung einer Aufgabe und hatte zu diesem Zwecke Kreise in den Sand gezeichnet. Einem eindringenden römischen Soldaten rief er, wie es heißt, die Worte zu: „Verwische mir meine Kreise nicht!“ Es war vergeblich; der Soldat schonte den Gelehrten nicht.

Seit der Renaissance spricht man auch vom „Ringen nach der Palme des Sieges“ und vom „Verleihen des Lorbeers“; seit jener Zeit wendet man die Redensarten an: „eine Schlange am Busen nähren, eine Sache hange an einem Haare [Faden], es stehe eine Sachlage [ein Krieg] auf des Messers Schneide.“

Infolge der Übernahme des römischen Rechtes wurden auch die Ausdrücke Familie und Prozeß Gemeingut der deutschen Sprache. Das Wort Familie z. B. bürgerte sich erst seit ca. 1700 allgemein bei uns ein; vorher verwendete man die Bezeichnung „Hausstand, Haushaltung“.

„Seit jener Zeit redet man auch von Klienten [Kunden] und Delinquenten [Missetätern], von Appellation [Berufung] und Adoption [Annahme an Kindesstatt], von Magistern oder Magistraten [Ratsherren, Stadträten], solchen, die das Amt eines Vorgesetzten [magister, daraus das Wort Meister] verwalteten, von Majorität [Mehrheit], von Legislatur [Gesetzgebung oder gesetzgebende Versammlung] und Advokatur [Fürsprecheramt].

Auch auf andern Gebieten der Wissenschaft zeigte sich derselbe Geist der Ausländerrei. Was früher auf gut deutsch Geschwulst, Unwohlsein, Schnupfen geheißen hatte, wurde jetzt Abszeß, Indisposition, Katarrh genannt. Kardinaltugend und Kulminationspunkt traten an die Stelle von „höchste Tugend und Gipfelpunkt“. — Reformation [Wiederherstellung] und Konfession [Glaubensbekenntnis], Kommunion [Abendmahlsfeier] und Konfirmation [Bestätigung der Taufe, Einsegnung] wurden allgemein gebräuchlich. Namen für Ämter und Würden, wie Kurator [Fürsorger, Verwalter], Kommissar oder Kommissär [Bevollmächtigter], Exzellenz [Vortrefflicher, Ehrentitel der Minister, höchsten Offiziere], Majestät [der Erhabene], von Kaiser Karl V. eingeführte Anrede für Kaiser und Könige [vorher mit Hoheit angeredet], Regent und Monarch [Alleinherrcher] kamen auf. Auf dem Gebiete des gesamten Unterrichtswesens machten sich die Fremdwörter in hervorragender Weise geltend. Die Grammatik hatte jetzt fast nur noch lateinische Kunstausdrücke aufzuweisen; die Schulräume und ihre Einrichtung erhielten fremde Namen. Seither spricht man von einer Aula [Festsaal], einem

Auditorium [Hörsaal], Katheder [Lehrstuhl], Podium [eig. Fuß, Tritt, Erhöhung]. Bei den Lehrmitteln hat man einen Autor [Verfasser], ein Glossar [Erklärungswörterbuch], einen Kommentar [Erläuterungsschrift], ein Kompendium [kurzgefaßtes Handbuch, Leitfaden], ein Vokabularium [Wörterbuch]. In der Schulzucht redet man von Disziplin [Zucht, Lehrfach], der Autorität [Ansehen eines wissenschaftlichen Fachmannes, Gewährsmann], der Zensur [Beurteilung], dem Karzer [Schulgefängnis]. Die Prüfungen und Festlichkeiten wurden lateinisch benannt: Examen, Abiturient [Zugelassener, ein mit dem Reifezeugnis Abgehender], Exkursion [Schulausflug]. Die Pflanzenkunde = „Botanik“, Erdbeschreibung = „Geographie“, Stillehre = „Stilistik“, sogar die einfachsten Rechnungsarten erhielten ihre fremden Namen: Addition, Subtraktion Multiplikation, Division. Dazu kamen natürlich die dazugehörenden Ausdrücke wie Minuend, Subtrahend, Multiplikator, Dividend usw. — Im Jahre 1538 tadelt Ägidius Tschudi in seiner Alpisch Rhetia die Schreiber, die „nit ein linien ane lateinische Wörter schryben, so sie doch der dütschen genug hettend“. Simon Rothe hielt es 1571 für nötig, in seinem Dictionarius etwa 2000 lateinische Ausdrücke zu erklären.

Von der großen Masse wollten sich die Gelehrten jener Zeit auch in ihren Namen unterscheiden; daher übersetzten sie sie ins Lateinische, stützten sie nach der lateinischen Sprache zurecht oder gaben sich lateinisch klingende Beinamen, wie z. B.: Faber = Schmid, Sartor und Sartorius = Schneider, Avenarius = Habermann, Textor = Weber, Molitor oder auch Mylius = Müller, Vulpinus = Fuchs oder Wolf, Neander = Neumann, Gryphius = Greif, Pistor und Pistorius (Pfister) = Bäcker, Melanchthon = Schwarzerd, Ökolampad, = Hausschein, Olearius = „Ölmann, Ölschläger“, Glarean, Mykonius, Rhenanus. Comenius ist die latinisierte Form des tschechischen Namens Komensky. In Kreuzburg (Schlesien) war der dritte, in Ohlan (ebenfalls Schlesien) der vierte Teil aller Namen lateinisch. Joh. Sturm in Straßburg [1507—1589] rühmte sich, die deutschen Namen fast ganz aus seiner Schule verdrängt zu haben. Indem die Schüler nicht mehr Platter und Thomas, sondern Platterus und Thomasius genannt wurden, empfingen sie gleichsam die Weihe für die Wissenschaft. Ob auch ein Gsellius, ein Stieffelius und ein Schuhstehrus durch ihre „verschönerten“ Namen gebildeter geworden sind, kann ich natürlich nicht entscheiden; doch ist es nicht ausgeschlossen, daß diese ihnen wenigstens den Lebens-

weg etwas geebnet haben. Auch die lateinische Deklination wurde nachgeahmt [vergl. in den Gedichtproben: „D. Martini Lutheri, Martino Luthero, Johann Sachso“]. Die lat. Genitivendung i (fälschlich y) findet sich z. B. noch in den Namen Alberti, Bartholdy, Bernhardy, Georgi, Matthäi, Nikolai, Pauly, Philippi. Andere lat. Genitivendungen haben wir in den Namen Andreä, Zachariä und Michaelis.

Daß es aber schließlich auch solche hat, die lieber wieder „Töffel“ heißen möchten, können wir aus der Geschichte einer Hamburger Familie Pflaumbaum ersehen. Diese hieß ursprünglich Blei, das dort auch der Name eines Fisches ist. Von einem Vorfahren wurde dann das Wort in plumbum übersetzt. Seine niederdeutschen Landsleute machten das ihnen verständlichere Plumboom daraus, das dann später als Pflaumbaum ins Hochdeutsche übertragen wurde. Da dieser Name der Familie mißfiel, ersuchte sie die Behörde wieder den ursprünglichen Bley annehmen zu dürfen. Es ist dies zugleich ein Beweis dafür, wie gefährlich die Etymologie der Namen ist.

„Überdies breiteten sich in allen Kreisen mehr und mehr biblische, d. h. hebräische, griechische und lateinische Vornamen aus. Hatten sie zurzeit, als noch ausschließlich der katholische Glaube herrschte, durch den Kalender und die Heiligenverehrung größere Verbreitung gefunden, so wurden nun vielfach infolge der vielen Bibelübersetzungen und des stärker erwachten religiösen Gefühls überhaupt häufiger fremde Namen gewählt. Das war besonders der Fall bei den der Kirche am treuesten ergebenen Frauen.“ [Nach Weise.]

Solche Fremdnamen (auch einige andere sind noch beigefügt) sind z. B. [g = griechisch, l = lateinisch, h = hebräisch]:

Adam	(h) = der Mensch, der Erdentstammte, Erdgeborene,
Adrian oder Hadrian	(l) = ein Mann aus Hadria (im alten Unteritalien),
Agathe	(g) = die Gute,
Agnes	(g) = die Keusche, die Reine,
Alexander	(g) = der Männerverteidigende,
Amadeus	(g) = Gottlieb,
Amalia, Amalie	= die Strebsame, die Geschäftige (aus dem Jt. entlehnt, doch ist es das ursprüngliche germanische Wort amal (ahd.) und aml (nord.) = die Geschäftigkeit).
Amanda	(g) = die Liebenswürdige,
Anna	(h) = die Liebliche, Holdselige, Gottes Huld,
Andreas	(g) = der Mannhafte, der Starke,
August	(l) = der Erhabene,
Augusta	(l) = die Erhabene,
Balthasar	(h) = der Kriegsrat, der Fürst,

Barbara, Babette	(l) = die Wilde, die Fremde,
Benedikt	(l) = der Gesegnete,
Benjamin	(h) = der Sohn des Glücks,
Cäcilia	(l) = die Blinde, Kurzsichtige. [Der heiligen Cäcilia (3. Jahrhundert) wird die Erfindung der Orgel zugeschrieben, daher ist ein Cäcilienverein = ein Verein für Kirchenmusik.]
Christian	(g) = der Christliche,
Christine	(g) = die Christliche,
Clementine	(l) = die Sanfte, die Gnädige,
Daniel	(h) = der von Gott erwählte Richter,
David	(h) = der Geliebte,
Dora	(g) = das Geschenk,
Dorothea	(g) = die Gottesgabe,
Eleonore	(g) = die Mitleidige,
Elisabeth, Elise, Elsa, Ilse	(h) = Schwört zu Gott,
Emilie	(g) = die Schmeichlerin,
Emanuel	(h) = Gott mit uns,
Emil	(l) = der Schmeichelnde, Gefällige, Artige,
[Esther	(persisch) = der Stern],
Eugen	(g) = der Wohlgeborene, Edle,
Eugenie	(g) = die Edle, die Vornehme,
Eva	(h) = die Lebensspenderin, die Mutter der Lebendigen,
[Ferdinand	(spanisch) = der Heerkühne],
Franz, Franziskus	(l) = der Freie, der Franke,
Franziska, Fanny	(l) = die Freie,
Gabriel	(h) = der Mann Gottes,
Gabriele	(g) = die göttliche Frau,
Georg	(g) = der Landmann,
Gregor	(g) = der Wachsame, der Muntere,
Helene	(g) = die Fackel
Jakob	(h) = der Fersenthaler (?), der Nachgeborene,
Johanna	(h) = die Gottesgabe,
Johannes, Johann, Hans	(h) = Gottes Geschenk, das Gnadenkind,
Joseph	(h) = der Hinzugetane,
Isaak	(h) = der Spötter,
[Isabella	(span.) = die Schöne],
Julie	(g) = die Jugendliche,
Julius	(g) = der Jugendliche, der Jüngling (eig. der Milchhaarige).
[Kaspar	(persisch) = der Schatzmeister],
Katharina	(g) = die Reine,
Klara	(l) = die Berühmte,
Konstantin	(l) = der Beständige, der Standhafte,
Laura	(l) = die Lorbeerbekränzte,
Lorenz von Laurentius	(l) = der Lorbeerbekränzte,
Lucia	(h) = die Helle, die Erleuchtete,
[Luise	(fr.) = die im Kampf Berühmte],
(nach dem Namen Louis gebildet)	
Lukas	= der Leuchtende, Lichtvolle, Berühmte,
Lydia	(l) = die Lydierin
Magdalena	(h) = Name nach der von Magdala gebürtigen Maria Magdalena,
Margareta, Meta	(l) = die Perle,

Maria	(h) = die Widerspenstige, die Herbe,
Martha	(h) = die Betrühte, die Emsige,
Matthias	(h) = der Geschenkte, Gottes Gabe,
Maximilian	= der Größte, (wahrsch. vom lat. <i>maximus</i> abzuleiten)
Michael, Michel	(h) = Wer ist mit Gott?
Moritz von Mauritius	(l) = der Maurische, der Dunkelfarbige,
Nathan	(h) = die Gabe Gottes, der von Gott Gegebene,
Nikolaus, Klaus	(g) = der Volkssieger, der Volksherrscher,
Paul	(g) = der Kleine, der Geringe,
Pauline	(l) = die Geringe,
Peter, Petrus	(g) = der Fels,
Philipp	(g) = der Pferdefreund, der Pferdeliebhaber,
Rosalie	(l) = die Rosige,
Sabina	(l) = die Sabinerin,
Salomon	(h) = die Friedliche, der Friedreiche,
Samuel	= Name Gottes, der von Gott Erhörte,
Sophie	(g) = die Weise,
Stephan	(g) = der Bekränzte, der Gekrönte,
Stephanie	(g) = die Bekränzte,
Susanna	(h) = die Weiße, die Lilienreine,
Theodor	(g) = die Gottesgabe,
Therese	(g) = die Jägerin,
Thomas	(h) = der Zwilling, der Zwillingsbruder,
Tobias	(h) = der Gott Gefallende
Ursula	(l) = die Bärin,
Viktoria	(l) = die Siegerin,
Valentine	(l) = die Lebhafte,
Wally	(engl.) = die Lebhafte,
[Xaver	(arab.) = der Glänzende.]

„In einem Verzeichnis der Bürger der Stadt Wernigerode [am Harz] fanden sich 1460 unter den Männernamen neben 1840 heimischen 974 ausländische und unter den Frauennamen neben 144 heimischen 145 ausländische; zwischen 1563 und 1682 hatte es aber gegenüber 974 deutschen 3017 nichtdeutsche Namen von Männern und neben 24 deutschen 456 nichtdeutsche Namen von Frauen. Ähnliche Verhältnisse ersieht man aus den Studentenverzeichnissen.“ (Nach Weise.)

Socin erwähnt, daß fremde, d. h. Namen, die namentlich aus der Bibel oder von den Heiligen hergenommen sind, in der Gegend von Basel im 12. Jahrhundert noch größtenteils nur von Klosterangehörigen geführt worden seien und daß erst im 13. Jahrhundert nach und nach die Adeligen, hierauf die altfreien Städter und zuletzt die Handwerker und Bauern sie auch angenommen haben.

In Breslau betrugten die biblischen Namen am Ende des 13. Jahrhunderts etwa 28 %, am Ausgang des 14. Jahrhunderts dagegen machten sie 87 % aus.

Zugleich nahm mit ihrem Aufkommen der Namenreichtum der alten Zeit rasch ab. Durch kirchliche oder verwandtschaftliche Einflüsse oder auch durch Modeströmungen erhielten Hunderte und Tausende den gleichen Vornamen.

Die Glarner und Säckinger heißen Fridolin, die Bayern Sepp und Seppel (Joseph), die Österreicher Stephan, die Ritter nennen sich Georg und die Seeleute Klaus. „Din Klas, dei gung mit minen Klas Tausamen noh Klas Klasen sinen Klas“ (Reuter, Tigerjagd).

Von Veltheim (Winterthur) weist das Adreßbuch von 1916 auf rund 1500 männliche Personennamen etwa 150 Johannes, Hans, (Giovanni, Jean und John), sowie etwa 125 Jakob auf, und in Winterthur hat es auf ca. 150 „Müller“ ungefähr 20, die Jakob heißen.

Seit den deutschen Befreiungskriegen sind nach und nach die Namen der Männer wieder mehr deutsch geworden; unter denen der Frauen gibt es dagegen nur nur wenig gut deutsche, und es wäre schwer, diese Verhältnisse zu ändern, da viele weibliche Namen nur Nachbildungen der männlichen sind. [Karl — Karoline, Albert — Albertine, Heinrich — Heinrike, Adolf — Adolfine usw.]

Wenn es zwar nun selbstverständlich angenehm ist, einen „schönen“ Namen zu haben, so wollen wir dabei doch nicht übersehen, daß auch beim Vornamen der Träger desselben sich ja eigentlich nichts vermag, daß er so heißt. Schließlich macht doch die Persönlichkeit den Namen und nicht umgekehrt. Wenn auch der Name nicht nur „Rauch und Schall“ ist, so bewahrheitet sich doch das Wort Goethes über Klopstock: „Am Anfang wunderte man sich, wie ein so vortrefflicher Mann so wunderlich heißen könne, doch gewöhnte man sich bald daran und dachte nicht mehr an die Bedeutung dieser Silben.“ Gilt schließlich nicht auch hier Lessings Fabel von den drei Ringen?

„Doch halt! Ich höre ja, der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft, beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden!

Bleibe also das die Hauptsache! Deswegen wollen wir aber doch auch das Wort Roseggers beherzigen:

„Sagt das deutsche Wort es fein,
Traun, so laß das fremde sein.
Schlicht und wahr, kurz und klar,
Deutsche Sprache wunderbar.“

10. Der französische Einfluß.

Das mächtige Emporstreben Frankreichs, die glanzvolle Hofhaltung der französischen Könige, vor allem Ludwigs XIV., hatte zur Folge, daß Frankreich für ganz Europa tonangebend wurde. Besonders in Deutschland, das durch den Krieg namenlos geschwächt war, rechneten es sich die Fürsten zur höchsten Ehre an, den Glanz des französischen Hofes nachzuahmen. Französische Sprache, französische Literatur und französische Mode wurden nach Deutschland verpflanzt. Die Uneinigkeit der deutschen Staaten unter sich, der Krieg der französischen Truppen auf deutschen Boden, das Verhalten der Gebildeten, die sich in Wort und Schrift der deutschen Sprache nur ausnahmsweise bedienten, erleichterten das Eindringen des Französischen natürlich noch mehr. Französische Hofmeister, Kindermädchen und Diener trugen ebenfalls zur Nachahmung französischen Wesens bei. Auch die Verpflanzung der kalvinistischen Lehre in mehrere deutsche Länder, namentlich aber die Ansiedelung französischer Emigranten, leisteten der Verbreitung französischer Sprache und Sitte Vorschub. Am stärksten suchte sich noch der preußische Hof dem französischen Einfluß zu entziehen. So sagte beispielsweise Friedrich Wilhelm I., ein Feind französischen Wesens, zu seinem Sohne, er habe keine französischen Manieren. Dann fuhr er fort: „Wenn ein junger Mensch Sottisen tut im Courtoisieren und dergleichen, solches kann man ihm als Jugendfehler pardonieren; aber mit dem Vorsatze Lacheteten und dergleichen garstige Action zu tun, ist impardonable“. [Man vergleiche im übrigen den Brief auf Seite 162.] Bei den großen Festen zu Mühlberg [1730] in Sachsen, an denen über 100 Herzoge, Fürsten und Grafen teilnahmen, soll sich Friedrich Wilhelm I. zum sächsischen Kronprinz geäußert haben, „wie Sie über dergleichen Magnificence ganz inniglich charmieret [entzückt] wären und seines Herrn Vater Majestät das Zeugnis geben müßten, daß wohl niemand besser Sumptuosité [Kostbarkeit] mit extraordinairen Gout [außergewöhnlichem Geschmacke] so nobel zu verbinden wisse; auch stecken Sie für alle Ihnen bewiesenen Egards [Achtung] so tief in Obligation [Verpflichtung], daß Sie nicht einsähen, wie Sie Sich revanchieren wollten“.

Wenn die Männer so redeten, die von französischem Einfluß nichts wissen wollten, wie war es dann wohl in derjenigen

deutschen Gesellschaft, wo man sich etwas darauf einbildete, die Franzosen nachzuahmen!

Ein aus dem Jahre 1647 stammendes und von Confusius von Ollapotrida unterzeichnetes Spottgedicht hat daher offenbar nicht so ganz unrecht, wenn es die damaligen Sprachverhältnisse auf folgende Art geißelt:

1. REverirte Dame,
Phoenix meiner Ame,
Gebt mir audientz:
Eurer Gunſt meriten,
Machen zu falliten
Meine patientz.

3. Ihr ſeid ſehr capable,
Ich bin peu valable
In der eloquentz!
Aber mein ſerviren
Pflegt zu dependiren,
Von der influentz.

2. Ach ich admirire,
Und considerire,
Eure violentz;
Wie die Liebesſlamme
Mich brennt, ſonder blaſme,
Gleich der Pestilenz.

8. Abſtinentz von haſſen,
Und ſich lieben laſſen
Sonder inſolentz,
Kan das Meer verſüſſen,
Bis zu euren Füſſen
Macht Euch reverentz.

Während des 30jährigen Krieges und nachher drangen vor allem aus dem Kriegs- und Staatswesen, den Künsten und Kunſtfertigkeiten viele Ausdrücke aus der franzöſischen Sprache in die deutsche ein. So ist z. B. die Bezeichnung Militär aus dem franzöſischen militaire herübergenommen. Dieses selber ist vom lat. Eigenschaftswort militare [= zum Kriegsdienſt gehörig] abzuleiten und hat wie die Miliz (lat. militia = Kriegsdienſt) seinen Namen von dem römischen miles, d. h. Tausendgänger, d. h. einer, der in einer tausendköpfigen Schar marschiert. Je 1000 Krieger hatten nämlich die alten römischen Stämme der Ramnes, Tities und Luceres für den Heeresdienſt zu stellen. Auch „Meile“ ist aus dem gleichen Wort mille = 1000 entstanden. Es bedeutet 1000 Doppelschritte. Das Wort Heer wurde in Armee [von armer] = die „bewaffnete“ (Schar) umgewandelt, Heerschau ging in Parade, Fähnlein in Bataillon (für die Schlacht bestimmte Abteilung), Fußvolk in Infanterie über. Eine Kolonne = Säule bezeichnet eine mehr tiefe als breite Truppenaufstellung. Statt Armee sagte man indessen vielfach auch Armada [s. Wallenstein], das man später nur für Flotte anwendete. Auch die Bezeichnung Admiral, eigentlich ein arabisches Wort, wurde aus dem Franzöſischen entlehnt. Der Fußsoldat wurde zum Fusilier [le fusil = das Gewehr], also Gewehrträger, was sich dadurch erklärt, daß es damals noch viele Lanzenträger und Hellebardiere hatte. Wer sich nicht fügte, wurde „fusiliert“.

Nach der Stadt Bayonne ist das Bayonnet benannt. Nach französischem Vorbild wurde exerziert [exercer = üben]. Die Bezeichnung Rekrut = „Neugeworbener, Neuling, neu eingerückter Soldat“ geht auf das französische *la recrue* = der Nachwuchs, und dieses auf *recroître* (lat. *recrescere*) = „wieder wachsen, nachwachsen“ zurück. Kadett bedeutet der Jüngere. Durch ein Amulett, d. h. ein Anhängsel, das auf dem Körper als Schutzmittel getragen wurde, suchten sich die Krieger hieb-, stich- und schußfest zu machen. Deserteur, Furier, Kommandant, Offizier, Leutnant, [lieu-tenant = Stellvertreter], Major (der Höhere), General, Etappe, Eskorte sind ebenfalls französische Lehnwörter aus jener Zeit. Bivouak, das deutsche Beiwacht, aus dem niederd. Biwak entlehnt, kehrte nun als Rücklehnwort wieder ins Deutsche zurück. Offizier, von lat. *officium* = „Amt, Pflicht“, wäre eigentlich die Bezeichnung für einen Beamten überhaupt und nicht nur die für einen militärischen Vorgesetzten. Ursprünglich war der Hauptmann der höchste Offizier. Bald war aber in den großen Heeren ein oberster Hauptmann notwendig [Georg von Frundsberg z. B. war oberster Feldhauptmann], den man später kurzweg als Obersten bezeichnete. Von den Obersten mußte dann wieder einer die Leitung des ganzen Heeres übernehmen. Dies war der General-[*général* = allgemein] Oberst, den man später kurzweg General nannte. Die verschiedenen Rangstufen der Generäle werden angegeben durch die Angabe der unterstellten Truppenkörper [Brigadegeneral, Divisionsgeneral], oder des Ranges: Generallieutenant [General-Stellvertreter], Generalmajor [der höhere General], Generaloberst. Der höchste General ist der Obergeneral, der General en chef, der Generalissimus [z. B. Wallenstein]. Daneben ist das deutsche Wort Feldherr ganz in den Hintergrund getreten. Den höchsten Ehrentitel für militärische Leistungen hat der Generalfeldmarschall. Die Benennung ist in Anlehnung an das franz. maréchal erfolgt. Übrigens kam das Wort in anderer Bedeutung im Deutschen schon lange vor. Der marahscalc = Marschalk (marah = Mähre! Pferd und scalc = Schalk, Knecht, mittellat. *mares-calcus*) war ursprünglich also eigentlich ein Pferdeknecht; dann nahm die Bezeichnung den Sinn an von Stallmeister, hierauf den von Oberaufseher über den Marstall und schließlich den von Oberaufseher über den Hof- und Kriegsstaat eines Fürsten (Hofmarschall).

Auch Karten- und Würfelspiel ließen französische Ausdrücke bei uns einbürgern. Trumpf, eigentlich Triumph, aus dem latei-

nischen triumphus = Sieg, Siegeszug, Siegesfreude und dem französischen le triomphe (jetzt meist atout = à tout) wird nicht nur im Spiel angewendet, sondern auch in bildlichem Sinne, z. B.: einem zeigen, was Trumpf ist; die stärksten Trümpfe ausspielen; einen übertrumpfen, abtrumpfen (in derber Art zurechtweisen]. Seit jener Zeit sprechen wir von Hasard = Zufalls- oder Glücksspielen. Bei denselben kann jemand um die ganze Summe spielen, die der Bankhalter im Spiele hat, d. h. „va banque“ spielen, also gleich alles aufs Spiel setzen. — Leicht falsch deuten wir den Ausdruck: in die Schanze schlagen. Unwillkürlich denken wir bei dieser Redensart an „Schanzen“, welche von den Soldaten entweder zu verteidigen oder zu erstürmen sind. Wir werden in dieser Ansicht noch bestärkt durch die Wendung: sein Leben in die Schanze schlagen. Aber dieses „Schanze“ bedeutet eigentlich la chance = der Glückswurf oder der Glücksfall und bezieht sich auf das Würfelspiel, wo einer eine bestimmte Anzahl Punkte werfen muß, um zu gewinnen. Dieser Ursprung tritt noch hervor in Chancen = Aussicht auf Erfolg haben, imgrunde genommen: mit den Würfeln einen guten Wurf getan haben, so daß man wahrscheinlich gewinnen wird. „Sein Leben in die Schanze schlagen“ heißt dann nach ursprünglich: sein Leben auf gut Glück hin für etwas wagen. — Auch kaput sein, d. h. eigentlich im Spiel hineingefallen sein, ist natürlich ein Spielerausdruck [faire capot = verlieren machen, être capot = im Spiel verloren sein, keinen Stich haben]. In übertragenem Sinne heißt es: zugrunde gerichtet, wertlos, erschöpft, wie zerschlagen sein. [Kapores hängt offenbar nicht damit zusammen, sondern ist dem jüdischen Sprachgebrauch entlehnt und hat den Sinn: als Sühnopfer sterben.] — Das Militärwesen betreffende Lehnwörter, die namentlich durch französischen Einfluß verbreitet wurden, zum Teil aber auf italienischen oder lateinischen Ursprung zurückgehen, sind außer den schon angeführten: Artillerie, Batterie, Kanone, Kartätsche, Granate, Grenadier, Dragoner. — Mit Artillerie wurde schon vor der Erfindung des Pulvers das Kriegsmaschinenwesen bezeichnet. Offenbar hängt es mit ars [it. arte] = die Kunst zusammen und hat die Bedeutung: eine kunstvolle Vorrichtung zum Schießen. Später wurde dann das Wort auf die mittleren und schweren Geschütze angewendet und die Heeresabteilung darnach benannt, die sich mit denselben zu befassen hatte. Train [fr. le train = der Zug] wurde der Name für das militärische Fuhrwesen; Bagage die Benennung für das Kriegs-

gepäck, [mittellat. *baggagium* = Paket, Bündel; engl. *bag* = (spr. *bäg*) = lederner Beutel, Felleisen]. Für die Bezeichnung Donner- oder Karrenbüchse, Stück- oder grobes Geschütz, Feldschlange kam nun der Name die Kanone auf. Das Wort leitet sich her von *canna* = Rohr [vergl. fr. *la canne* = Rohr, Rohrstock, Spazierstock]. Die Endung „*one*“ ist italienische Vergrößerungsendung. [Z. B.: *il libro* = das Buch; *il librone* = das große Buch, *la porta* = die Tür, *il portone* = das Haustor; *la sala* = der Saal, *il salone* = der große Saal]. So bedeutet Kanone „große Röhre“. (Haubitze, zur Zeit der Husitenkriege entlehnt, ist ursprünglich ein böhmisches Wort (*houfnice* = Steinschleuder). Es wurden mit ihr Kartätschen geschossen. Diese Bezeichnung stammt aus dem italienischen *cartoccio* [abgeleitet von *la carta* = das Papier] = Papierhülse, Patrone [franz. *la cartouche*]. Es war das ursprünglich eine mit kleinen Kugeln, gehacktem Eisen usf. gefüllte Patrone aus starkem Papier und später aus Blech. Mit Patrone selber (vom lat. *patrona* = Beschützerin, vergl. Patron, sowie pater) bezeichnete man ursprünglich nur die die Ladung schützende Hülse. Auch Granaten wurden verwendet. Das Wort ist aus lat. *granatus* entstanden. Das waren hohle Sprengkugeln, welche mit Pulver gefüllt, angezündet und geworfen wurden. Offenbar haben sie diesen Namen erhalten, weil sie mit Pulverkörnern [*granum*, *il grano*, *le grain* = das Korn] gefüllt waren. Ein Soldat, welcher die Granaten [fr. *les grenades*] zu werfen hatte, war ein Granatier, später Grenadier. Das Wort änderte dann seinen Sinn; es wurde zur Bezeichnung für Kernsoldat der Infanterie. Dieses ist aus dem span. *infante* entstanden, das auf das lat. *infans* zurückgeht = einer, der noch nicht sprechen kann, ein Unmündiger, ein Knecht. — [Die Shrapnels (bei uns meist Schrapnell) = Granatkartätschen wurden „erst“ 1803 vom englischen Obersten Shrapnell erfunden.] — Batterie, von *battre*, heißt eigentlich die Schlägerei, dann die sich schlagende Heeresabteilung, und endlich erhielt das Wort noch den Sinn: die mit einer bestimmten Zahl Geschützen ausgerüstete [sich schlagende] Heeresabteilung. *Mine* [fr. *la mine*] bezeichnete zunächst einen Erzgang, Schacht; erst später erhielt es die Bedeutung „Sprenggrube“. — [An Stelle der Reiterei trat nun die Kavallerie, von it: *cavallo* = Pferd.] Die schwer ausgerüsteten Reiter nannte man Kürassiere = geharnischte Reiter. [La cuirasse hängt zusammen mit *le cuir*, und somit bedeutet das Wort „lederner Brustharnisch“; man vergleiche ferner aus dem „Lied Rechberg-]

scher Reiter“ von A. Huggenberger: Des Rechbergs Fähnlein flattert — Rück’ mir den Krebs zurecht (z. B. von Luther für Küraß gebraucht)]. Für die „leichten“ Reiter kam der Name Dragoner auf. Zuerst wurde am Ende des 16. Jahrhunderts eine leichte französische Reitertruppe damit bezeichnet, die einen Drachen [fr. le dragon] in der Standarte geführt haben soll. [Auch „Husar“ ist die Bezeichnung für einen leicht bewaffneten Reiter. Es ist ein ungarischer Ausdruck, der bedeutet, daß unter Matthias Corvinus (1458—1490), je von 20 Häusern (magyarisch húsz) ein bewaffneter Reiter gestellt werden mußte]. — Das ursprünglich germanische Wort laufen [got. hlaupan, ndd. loopen, ahd. loufan] wurde nun als französisches „Galopp“ [le galop, got. gahlalaupan] = Schnellauf wieder in die deutsche Sprache aufgenommen. Das schon erwähnte Parade = Heerschau vom lat. parare = bereiten, franz. parer = schmücken, also im Sinne „festlich geschmückt bereit stehen“, findet sich auch noch in dem namentlich mundartlich viel verwendeten Wort parat = bereit. — Manöver, das jetzt eine große militärische Übung bezeichnet, bedeutet eigentlich Handarbeit [manoeuvre = main (manus) und oeuvre = Werk, Arbeit]. Zunächst benannte man damit die Arbeit am Takelwerk eines Schiffes. Weil durch diese Arbeiten die Fahrrichtung des Schiffes bestimmt wurde, so nahm das Wort die Bedeutung an: Wendung und Leitung eines Schiffes. Erst später wurde es auf das Landheer übertragen. Es wird auch gebraucht zur Bezeichnung der Anwendung von Kniffen und Ränken: seine Manöver werden ihm nichts nützen.

Viel gebrauchte lateinisch-französische „Mode“-Lehnwörter aus jener Zeit sind „diskret“ und extravagant, sowie eventuell (für den Fall, möglichen Falls, unter Umständen), fatal = verhängnisvoll [aus fatum = das von der Gottheit Gesagte, der Götterspruch, das Schicksal] und famos = berühmt, viel besprochen [von fama = die Sage, der Ruf, das Gerücht]. Im 16. und 17. Jahrhundert sind ferner „neutral“, „brav“, „egal“* und „exakt“ aus dem Französischen entlehnt worden.

Sehr häufig sind die Ausdrücke, welche das gesellschaftliche und das familiäre Leben betreffen. Vater und Mutter vornehmer Kinder wurden nun von diesen nach französischem Brauch mit Papa und Mama* angeredet, und die allgemeinere

* Nach Ficks etymologischem Wörterbuch sind zwar Papa und Vater durchaus gleichaltrige Begriffe. Das Wort papa, pâpa = „Schützer“, „Vater“ gehörte schon der indogermanischen Grundsprache vor der Völker-trennung an. Es stammt von der Wurzel pâ, d. i. „hüten“, „wahren“,

Anrede mit Vater und Mutter wurde zurückgedrängt. Nach und nach drang dann diese Benennung auch in die untern Volkschichten ein. Wenn nun zwar die etymologische Ableitung ohne Zweifel richtig ist, so zeugt doch der Sprachgebrauch davon, daß nur die Wörter „Vater“ und „Mutter“ als gut deutsch empfunden worden sind, und jetzt noch empfunden werden; denn „Mama“ und „Papa“ sind erst nach der „Entlehnung“ aus dem Französischen wieder lebendiges „deutsches“ Sprachgut geworden. Wir sagen nur: „Vater unser, Vaterland, Vaterfreude, väterlich, Mutterliebe, Muttersprache, mütterlich“ und nie ähnliche Ausdrücke mit Papa oder Mama. Oheim [wahrscheinlich = Mutterbruder] und Muhme [Mutterschwester, eigentlich Mütterchen], wurden durch die „vornehmern“ französischen Bezeichnungen Onkel und Tante verdrängt; der Vetter [Vaterbruder] und die Base [Vaterschwester] wurden vielfach Cousin und Cousine genannt. Schon früher war an Stelle des urdeutschen Wortes der „Ahn“ [ahd. *ano*; man vergl. im *Wilhelm Tell*; Walter: Ich bring' dir auch was Hübsches mit vom *Ehni*] die Übersetzung von *grand-père* = Großvater getreten.

Der Einfluß der französischen Lebensweise äußert sich durch die Aufnahme der französischen Ausdrücke Biscuit (lat. *bis* = zweimal, *cuit* = gebacken) = Zwieback, Sauce (mittellat.

„weiden“. Das Wort ging dann über in die Zendsprache als *pâpa* = „schützend“, in das Sanskrit als *papu* = „Beschützer“, in das Griechische als *pápa*, *pápas* = „Vater“, und *páppos* = Großvater, in das Lateinische als *pâpa* = „Papa“ und später in der Bedeutung von „Bischof“. Als Papa ist es auch von den Germanen bis ins Neuhochdeutsche erhalten worden. Von derselben Wurzel „pâ“ bildete die indogermanische Grundsprache das Wort „patar“ (*patér*) = „Vater“, das im Sanskrit „pitar, (pitr)“ im Zend „patar, (patr)“ im Griechischen *patér*, im Lateinischen „pater“, im Gotischen „*fadar*“ und im Althochdeutschen „*fater*“ lautete.

Dieselbe Entstehung gilt für das Wort *mâ*, *mâmâ*, *mammâ* = „Mama“, Kosewort, entstanden aus „mâtar“ = „Mutter“ in der Grundsprache; beide stammen von der Wurzel „mâ“ = „messen, bilden“. Das erste ging dann über in das Sanskrit als „mâ“ = „Mutter“, in das Griechische als „ma, maia“ = „Mütterchen“, „Amme“, und als „mámma, mâmme, mâmmaia, mammá“ = „Mama“ und auch „Großmutter“. Im Lateinischen hieß es „mamma“ = „Mutter“, „Mutterbrust“; im Althochdeutschen wurde es zu „muomâ, mômâ“ = „Muhme“ (jetzt noch in Schlesien gebräuchlich). Das zweite Wort „mâtar“ = (die Wirkerin) „Mutter“ finden wir im Sanskrit als „mâtar“, ebenso in der Zendsprache, im Griechischen als „méter“, dorisch „máter“ und im Lateinischen *mâter* für „Mutter“. Im Angelsächsischen heißt es „môdar“ und im „Althochdeutschen“ „muoter“. — Der Begriff „mâmâ“ ist ein wenig jünger als *mâtar*, aber dennoch uralt und rein indogermanisch.

(Aus der Sonntagspost. 19. III. 1916.)

provençalisch, span. und it. salsa = eigentlich Salzbrühe) für Tunke (vergl. das mundartliche Tünkli), sowie von Torte (lat. tortus gedreht, gewunden, it. und span. torta, fr. la tourte, bei uns in der Mundart Turte) = ringförmiges, feines Backwerk. Auch Appetit (lat. appetitus, appetere = nach etwas streben, Begierde haben) = „Eßlust“, Büffett, das ursprünglich einen Prunktisch bezeichnete (altfranz. buffoi = Prunk, Pracht) und Tasse, (eigentlich ein arabisches Wort: tâs, tass, etassah, tassat = Napf, Becken, von tassa = eintauchen), sind dazumal aus dem Französischen entlehnt worden. Von franz. limonade, it. limonata (vergl. it. limone, fr. limon, engl. lemon, von persisch und türkisch limûn, arab. laimûn) hat auch unsere Limonade den Namen.

Vollständig eingelebt haben sich die Wörter: Adieu = à Dieu = „mit Gott“, das schon zur Ritterzeit eingedrungene merci [von lat. merces Lohn] = habt Dank [vergl. remercier], sowie „pardon“ = par don = durch Geschenk [le don = das Geschenk, die Gabe von donner] also eigentlich: erlassen Sie es mir geschenkweise, vergeben, verzeihen Sie mir. „Ade“ gilt nun sogar als hochpoetisches deutsches Wort [Man erinnere sich z. B. an Detlev von Lilienkrons „Tod in Ähren“: „Ade, ade, du Heimatwelt, und beugt das Haupt und ist verschieden“.]

Sehr bezeichnende Lehnwörter aus jener Zeit sind amusieren und amusant, karessieren (von caresser, it. carezzare [caro = lieb, teuer] = „liebkosen“, frivol (leichtfertig), galant (höflich, zuvorkommend den Damen gegenüber), kokett [von le coq = der Hahn, also: sich brüstend wie ein Hahn, gefall-. eroberungssüchtig], naïv (angeboren, natürlich, treuherzig), nett = artig [eigentlich glänzend, sauber gereinigt; man denke noch an netto, nettoyer], honett (anständig, höflich; honnête = ehrenhaft, rechtlich], charmant = reizend [von carmen = Lied, Zauberformel], nobel = edel, brillant = glänzend, delikat = zart, schwierig zu erörtern. Die „Damen“ (vom lat. domîna = Herrin, it. donna, dama) kleideten sich nun nicht nur „einfach“ an und putzten sich heraus, sondern machten „Toilette“. Das Wort kommt von toile = Leinwand, Leinentuch. Nach und nach nahm es dann den Sinn von Kleidung, Anzug und Putz an. Für Leibesgestalt, Wuchs kam nun das franz. Taille (eigentlich Schnitt, Leibesschnitt von tailler = schneiden) auf, womit natürlich auch „tailleur und tailleuse“ zusammenhangen; die fürstliche Kleiderkammer wurde Garderobe genannt (jetzt Kleiderablegeraum). Das Wort ist übrigens ursprünglich deutsch. „Robe“ ist das ahd. „roub“; denn die Rüstung des Besiegten, „der Raub“,

war das wertvollste Beutestück. (Vergl. dérober = berauben, stehlen). Garde = ahd. warta „Wache, Warte“ ist aus unserm „warten“ entstanden. Auch Clique = Sippschaft, Schikane [eigentlich Kleinigkeit, das Bereiten von Schwierigkeiten in böswilliger Absicht], Intrige = Ränkespiel, Malice = Boshaftigkeit, Kabale = heimtückischer Anschlag [eigentlich aus dem Arabischen] z. B. in Kabale und Liebe, Courtoisie = Höflichkeit, Benehmen wie am Hofe, sind dazumal aus dem Französischen ins Deutsche eingedrungen.

Die Leute wohnten nun nicht mehr im 1. oder 2. Stockwerk, sondern in der 1. oder 2. Etage. Die Gebäude besaßen nun statt der Vorderseite eine Façade [la face = das Gesicht]. Reisende fuhren in einem Fiaker, Vornehme in einer Equipage. [Der Fiaker = Mietskutsche ist so genannt nach dem schottischen Heiligen Fiacre, weil der Franzose Sauvage, welcher 1650 in Paris das Privilegium zur Einrichtung öffentlicher Kutschen erhielt, in einem Hause wohnte, welches ein Schild mit dem Heiligen Fiacre hatte. (Nach Heyse: Fremdwörterbuch)]. Equipage, vou fr. équiper, geht auf niederdeutsch und got. skip = „Schiff“ zurück und bedeutet so eigentlich Schiffsaurüstung, später Reise- oder Kriegsausrüstung, dann „nur“ einen Reisewagen. Man fuhr nicht mehr auf der Landstraße, sondern auf der Chaussée [via calciata = eig. mit Kalk gemauerte Straße]. Die Gesellschaft, in der man sich befand, wurde zur Compagnie, der einzelne Gesellschafter zum Kompagnon oder zum Kamerad. Bei der Expedition [Versand] bestellte man das Journal [Tagblatt]. In diesem las man das Feuilleton [von la feuille abgeleitet, eig. kleines Blatt, Unterhaltungsteil der Zeitung]. Auch Adresse = „Brief-Aufschrift“, adressieren, Couvert = „Briefhülle“, courant = „laufend“, Chef = „Haupt“, engagieren [von la gage = das Pfand, engager = verpfänden], gebraucht für in Dienst nehmen, für etwas verbindlich machen, z. B. für einen Tanz, ferner riskieren = Gefahr laufen, sowie garantieren = gewährleisten und Garantie sind französische Lehnwörter aus jener Zeit.

Denkt man nur an alle diese Ausdrücke, die jetzt noch in der deutschen Sprache verblieben sind, so kann man die Klage Moscheroschs begreifen, in der er sagt:

„In Frankreich redet niemand deutsch, außer etwa die Deutschen untereinander, so sich darinnen aufhalten; aber bei uns Deutschen ist die französische Sprache so gemein worden, daß an vielen Orten bereits Schuster, Schneider, Kinder und Gesinde dieselbige zu reden pflegen.“

11. Italienische Lehnwörter.

Der italienische Einfluß erstreckt sich namentlich auf Ausdrücke, welche im Handel, für das Kriegshandwerk und die Musik angewendet werden.

Es stammen viele kaufmännische Wörter aus dem Italienischen, weil ein großer Teil des modernen Handels- und Geldverkehrs durch die Italiener begründet worden ist. Die wichtigsten Handelsstätte des Mittelalters waren Venedig, Genua, Amalfi und Pisa. Erst nach der Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien büßten sie nach und nach ihre Wichtigkeit und damit ihr Ansehen und ihren Einfluß ein. Aus dem Italienischen stammt z. B. der Name Firma = Geschäftsnname, Handelshaus. Das it. „connascimento“ ist zu fr. „connaissance“ geworden. Dieses zu Konnossement = „Seefrachtbrief, Verladeschein“ entstellt, ist jetzt noch ein sehr häufig gebrauchter Handelsausdruck. Für den Warenhandel werden angewendet: Brutto [vom lat. brutus = schwerfällig, clumsy, füllig, roh], welches das Rohgewicht der Ware bezeichnet [Gewicht der Ware samt Verpackung]. Das Wort findet sich auch in brutal = roh, gewalttätig. Vom Brutto rechnet man die Tara ab [vom arab. tarah = weit, entfernt und taraha = wegwerfen, entfernen, also eigentlich das, was entfernt wird, somit die Verpackung], und dann erhält man das Nettogewicht. Dieses Wort bedeutet das reine, genaue Gewicht der Ware [wie nett von nitidus [nitere] blinkend, glänzend, rein abgeleitet]. Netto wird auch für Zahlungen angewendet: „Netto-Preis“ = Preis ohne weiteren Abzug, „netto Kassa“ = ohne weiteren Abzug bar an der Kasse zu bezahlen. Die beim Handel entstehenden Unkosten werden dem Italienischen entsprechend Spesen genannt, von spendere = ausgeben. Ein besonders im Warenhandel sehr häufig gebrauchtes Modewort ist „dito“, unregelmäßig altit. für ditto, jetzt detto, von dire = das Besagte, das Vorgenannte, das Nämliche. Die lombardischen Geldwechsler machen im Mittelalter ihre Hauptgeschäfte durch Gewährung kurzfristiger Darlehen gegen Faustpfand. Jetzt noch bezeichnet man solche Geschäfte mit dem Namen Lombardgeschäfte. Entlehnt jemand Geld, so stellt er dem Gläubiger ein Obligo, d. h. einen Schulschein aus. Waren werden ohne Obligo, d. i. ohne Haftbarkeit [wie sie ausfallen], geliefert oder zu liefern versprochen.

Die Bezahlung erfolgt durch Giro, d. h. Übertragung des Betrages. Damit in Zusammenhang steht girieren, d. i. einen

Wechsel oder eine Forderung auf einen andern schriftlich übertragen, umschreiben, überweisen. Dabei erfolgt die Übertragung postfrei = franko [erhalten in frank, franz. franc = frei]. Das Conto [mundartlich Kunte] von computare = zusammenrechnen, wird um den bezahlten Betrag kleiner. Eine Abschlags- oder Teilzahlung nennt man eine a conto-Zahlung. Wird die Rechnung abgeschlossen, „saldiert“, so ergibt sich der Saldo, d. h. der Überrest, der noch zu bezahlen ist. In der Bilanz [nach der ital. Bezeichnung bilancio oder la bilancia = die Wage] werden sämtliche Vermögensbestandteile und alle Schulden zusammengestellt und gleichsam wie auf einer Wage gegeneinander abgewogen. Der Teil, um welchen die Vermögensseite stärker hinunterzieht, ist das reine Vermögen. Agio [von aggiungere, fr. ajouter = hinzufügen, also eig. Zuschlag] bedeutet das Aufgeld, das jemand erhält, wenn er einen großen Betrag in Gold zahlt. Ist jemand zahlungsunfähig, so geht er bankerott. — In Venedig, der wichtigsten Stadt des Mittelalters, hatten die Kaufleute im Freien, bei der Rialtobrücke, Tische aufgestellt. An einem solchen Stand, den sie banca oder banco nannten, wechselten sie Geld um und machten auch andere Geldgeschäfte. Von diesem banco [unserm Worte Bank] wurde dann später der Ort, wo man solche Geldgeschäfte machte, Bank genannt, und der Bankhalter hieß Banquier. Wurde dieser zahlungsunfähig, so wurde ihm auf Befehl der Obrigkeit die Bank zerbrochen [banco rotto]. Von diesem banco rotto leitet sich bankerott ab. Der Bankerotte genießt keinen Kredit [eig. = Handelsvertrauen] mehr [Kredit von credere = glauben = Handelsvertrauen], d. h. man überlässt ihm keine Ware mehr auf Treu und Glauben, sondern nur gegen Barzahlung. Das Delcredere ist eine Vergütung [ca. 1/2—1 % oder mehr, je nach Geschäft], die jemand erhält, weil er für ein Waren- oder Wechselgeschäft sich eventuell selbst zahlungspflichtig erklärt. Die Geschäftsgefahr wird, dem Italienischen entsprechend, Risiko genannt. [Das Wort bezeichnet eigentlich ursprünglich einen schroffen Fels, eine Klippe, dann die den Schiffen durch Klippen und Felsen drohende Gefahr zur See und schließlich die Gefahr des Verlustes bei kaufmännischen und andern Unternehmungen überhaupt]. Meist erhalten Kaufleute oder Gewerbetreibende keine Blankokredite, d. h. ungedeckte Kredite [blanco = weiß, weil die Habenseite weiß ist], sondern sie müssen auf der Bank eine bestimmte Summe zur Verfügung haben. Sie unterhalten mit der Bank einen Konto-

korrent = eine laufende Rechnung. An der Kassa oder Kasse, vom lateinischen *capsa* = Kasten, Behältnis [ähnlich Kapsel von *capsula*] wird das Geld vom Kassier = Zahlmeister ausbezahlt. Beträge werden einkassiert. Statt Einkassierung verwendet man häufig das italienische Wort Inkasso. Bei Barzahlung von Waren wird meist ein „Skonto“ gewährt = Abzug vom Rechnungsbetrag bei Barzahlung. Bei einem Wechsel heißt dieser Barabzug vom Wechselbetrag Diskonto. Die Valuta = Wert, Währung, gibt an, wie viel das Wertpapier [oder auch Geld] gerechnet werden kann. Einen Wechsel, dessen Betrag man selbst einzieht oder den man als Zahlungsmittel verwendet, bezeichnet man mit Rimesse, von *rimettere* = zu stellen. Macht einer sich bezahlt, indem er auf einen Schuldner einen Wechsel zieht, so nennt man diese Zahlungsaufforderung eine Tratte = einen gezogenen Wechsel. Der Wechselaussteller ist der Trassant, der Wechselschuldner oder der Wechselbezogene dagegen der Trassat. Wird der Wechsel durch einen Vermerk auf der Rückseite [in *dosso*] auf einen andern übertragen, indossiert, so heißt der Übertragende Indossant und der neue Wechselempfänger Indossatar. Der Übertragungsvermerk selbst wird Indossament genannt. Ein Folio-Blatt bezeichnet eine Doppelseite [Soll und Haben] in den Geschäftsbüchern.

Trotzdem möglichst allseitig anerkannte, durch internationale Übereinkommen festgesetzte Handelsausdrücke für Handel und Verkehr sehr vorteilhaft wären, ist vorläufig kaum an eine solche Vereinfachung zu denken. Wie in der Musik, ist man in Deutschland auch für den Handel bestrebt, die Fremdnamen möglichst durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen.

Durch die häufigen französischen Kriege in Italien und die Teilnahme deutscher Söldner sind ferner namentlich auch Ausdrücke, welche das Kriegswesen betreffen, Gemeingut der deutschen Sprache geworden. Ein Teil derselben wählte hierbei ebenfalls den Umweg über Frankreich. In jenem Zusammenhang sind schon genannt worden *la brigata* = die Brigade, *la cavalleria* = die Kavallerie, *l'infanteria* = die Infanterie, *l'artiglieria* = die Artillerie. Ein sehr viel gebrauchtes it.-fr. Lehnwort aus jener Zeit ist *Soldat* = der Besoldete [it. *soldato*, fr. *le soldat* vom lat. *solidus* = Münze, vergl. *il soldo*] = der Söldner. [Veteran (lat. *veteranus* von *vetus* = alt) = Alt-söldner, alter, erprobter Krieger, jetzt auch alter und damit erfahrener Geschäftsmann oder Gelehrter, sowie auch Invalide

von invalidus (vergl. valere, valoir) = schwach, entkräftet, dienstunfähig, sind lateinische Lehnwörter.] Das ital. squadra, eigentlich Winkelmaß, dann die als Viereck gedachte Rotte, Schar, Gruppe, wurde zum deutschen Geschwader, das jetzt namentlich zur Bezeichnung einer Gruppe von Kriegsschiffen gebraucht wird. Der gleiche Sinn liegt dem Worte Schwadron [it. squadrone] zugrunde, Kasematte [bombenfestes Gewölbe], it. casamatta, vom it. casa = Haus und matto, (weiblich) matta = dunkel, blind, verdeckt, und Kaserne, mundartlich vielfach Kaserme, it. caserma, vielleicht aus casa d'arme = Waffenhaus, sind ebenfalls it. Lehnwörter. Unabgeklärt ist auch das gleichfalls aus dem Italienischen entlehnte Wort Pistole. Standarte von it. stendardo, das seinerseits vom lat. extendere = ausbreiten abgeleitet ist, bezeichnete ursprünglich das kaiserliche Reichsbanner und erst nachträglich eine Reiterfahne. Marketender = Feldkrämer, Feldwirt, vom it. mercatante = Handelsmann, ist eig. das Partizip Präsens von mercatáre = Handel treiben. Aus dem Venezianischen stammt das Lehnwort Regatta [das gleiche Wort wie Riege] = Wettrudern.

Die Lehnwörter, welche die Musik betreffen, sind Ausdrücke zur Bezeichnung der Stücke, Instrumente und Stimmen, der Zeitmaße [Tempi] für den Vortrag und der Klangschattierungen [Dynamik]. Unter einer Arie, von Aria [fr. air] = Luft, Wind, Weise, Melodie, versteht man ein Gesangstück für eine einzelne Stimme, und zwar die größte und kunstvollste Form des Sologesanges. Die Oper von opera [opus = Werk] bezeichnet eigentlich überhaupt ein Kunstwerk und erst durch Verengerung des Begriffs ein musikalisches Kunstwerk und zwar ein Musikdrama. Die Gitarre war als cithara schon den alten Griechen und Römern bekannt. Durch die Mauren kam sie dann nach Spanien, welches ihre eigentliche Heimat blieb. Als chitarra, in der französischen Schreibweise guitare, auch spanische Zither oder Armlaute genannt, ist sie dann auch in Deutschland bekannt geworden. Ein italienischer Name ist auch Piano, Pianoforte oder Fortepiano. Das Instrument ist deswegen so genannt worden, weil damit, im Gegensatz zu ähnlichen Instrumenten älterer Art, wie dem Spinett und Clavecin, ohne Anwendung von besondern Zügen oder zwei Klaviaturen, je nach dem Anschlag, ein schwaches oder starkes Spiel möglich war. Der Name Klavier stammt aus dem französischen le clavier [vom lateinischen clavis, fr. clef = der Schlüssel]. Damit wurde in Frankreich eigentlich die Klaviatur, das Tastenwerk be-

zeichnet. In Deutschland hat man dann diese Teilbenennung auf das ganze Instrument übertragen [ca. 1750].

Die höchste Singstimme, Oberstimme, wird von uns Sopran genannt [von *sopra* = über, oben], die höhere Mittelstimme, im Stimmumfang dem Mezzosopran [Mittelsopran] gleich, heißt Alt [von *alto* = hoch]. Der Name röhrt daher, weil vor Einführung des Soprans man mit dem Namen Alt die über den Tenor hinausgehende Männerstimme, auch Falsett genannt, bezeichnete. Die höhere der beiden Stimmen, die dem männlichen Alter zukommen, ist der Tenor [*il tenore* = Inhalt, Text, Melodie, also die führende Stimme], die tiefere der Baß [von *basso* = tief, niedrig].

Die Ausführung eines Musikwerkes betreffen die Ausdrücke:

Lento	= langsam.
Largo	= breit.
Larghetto	= etwas breit.
Adagio	= in langsamem und getragenem Zeitmaß.
Moderato	= gemäßigt, maßvoll.
Andante	= gehend.
Andantino	= etwas gehend.
Allegretto	= etwas schnell, etwas lebhaft.
Allegro	= lebhaft, rasch, munter,
Allegro con brio	= rasch und feurig,
oder Allegro con fuoco	= rasch und feurig.
Allegro con moto	= rasch und mit Bewegung.
Vivo	= lebhaft.
Vivace	= lebhaft und kräftig.
Presto	= sehr schnell, eilig, beschleunigt.
Prestissimo	= in größt möglicher Geschwindigkeit auszuführen.
Con anima	= seelisch belebt.
Animato	= seelisch belebt.
p	= piano = leise,
mp	= mezzopiano = halbleise.
pp	= pianissimo = sehr leise.
f	= forte = stark.
ff	= fortissimo = sehr stark.
cresc.	= crescendo = anschwellend [anwachsend].
decresc.	= decrescendo = abnehmend.
dim.	= diminuendo = allmählich abnehmend.
sf.	= sforzato = gewaltsam [verstärkt].
sost.	= sostenuto = gehalten, mit ausgehaltenen Tönen.
riten.	= ritenuto = zurückgehalten.
rit.	= ritardando = zurückhaltend, nach und nach verzögernd.
acc.	= accelerando = beschleunigend, schneller werdend.
esp.	= espressivo = ausdrucksvoll. molto espressivo = sehr ausdrucksvoll.
	dolce = süß, innig und lieblich.

	grazioso	= leicht und lieblich, anmutig.
leg.	= legato	= gebunden.
spizz.	= spizzicato	= (eig. anknabbern, ein wenig anessen, davon naschen) die Töne kurz anschlagen.
marc.	= marcato	= stark hervorgehoben [markig].
	poco	= wenig.
	poco a poco	= nach und nach.

Seit den letzten Jahrzehnten werden mehr und mehr auch die deutschen Bezeichnungen verwendet.

12. Der englische Einfluß.

Dieser stammt in der Hauptsache erst aus neuerer Zeit. Den Engländern verdanken wir den „Check“, d. i. eine bestimmte Anweisung auf eine Bank, und die „Banknote“. Lloyd war ursprünglich der Name des Besitzers einer im Londoner Börsengebäude betriebenen Kaffeewirtschaft, in welcher alles, was auf den Seehandel und die Seever sicherung Bezug hatte, verhandelt wurde. Jetzt ist es der Name einer Reihe von Schiffsgesellschaften [z. B. Norddeutscher, Österreichischer, Russischer Lloyd]. Ballast hat wahrscheinlich den Sinn von Sandlast, Schiffsbeschwerung, Unterladung eines Schiffes, die zur Belastung dient. Streik [strike] = Massenausstand von Arbeitern, gemeinsame Niederlegung der Arbeit, ist ebenfalls englischen Ursprungs. Boykott = Verrufserklärung geht auf Boycott, einen ehemaligen englischen Kapitän zurück, der für den englischen Lord Erne in Irland große Güter verwaltete, und 1880 in Konflikt mit seiner Arbeiterschaft kam. Da beschloß diese, und darauf die irische Landliga, bei Boycott dürfen kein Irländer mehr in Arbeit treten, keiner solle mit ihm verkehren. Dieses Verfahren wurde dann bald auch gegen andere englische Verwalter und Gutsbesitzer angewendet. Stock[Waren] = „Vorrat, Lagerbestand“ bezieht sich natürlich auf den Warenhandel. Dem Handel überhaupt sind außerdem noch eine große Zahl Fachausdrücke entnommen, die aber nicht eigentlich Gemeingut der deutschen Sprache geworden sind. Als solche seien hier aufgeführt: „cif“, das, aus den Anfangsbuchstaben der Wörter cost = Kosten, insurance = Versicherung und freight = Fracht gebildet, besagt, daß die Ware versicherungs- und frachtfrei geliefert werde; „Clearing-House“ [klihring haus] = Abrechnungshaus [von clear = klar, to clear = klar machen] für die Banken, die Bahnen, den Warenhandel, ferner „Jobber“ [sprich dschobber] =

Makler, Zwischenhändler, auch Börsenspieler. Der Sweater [swetr] ist nicht nur eine wollene Jacke, sondern auch ein Zwischenmeister, der für Industrielle und Großhändler Arbeiten übernimmt und diejenigen, die sie für ihn ausführen, bei Hungerlöhnen „schwitzen“ läßt. Besonders häufig wird auch chartern [spr. tschartrn] = „ein Schiff mieten, befrachten“ angewendet. Die Namen Koks [abgeschwefelte Steinkohlen, denen man die Gase möglichst entzogen hat], sowie Puffer, Tunnel, Dock, Tramway [von tram = flaches Geleise und way = Weg] = „Geleiseweg, Rinnenbahn“ verdanken wir der englischen Industrie und dem englischen Verkehr. Beefsteak [Rindsstück = Rindfleischschnitte], Roast-beef = Rostrindsbraten, Pudding [eine feinere, in einer Form zubereitete Mehlspeise], Punsch, Rum, Grog sind ins Deutsche eingedrungene Wörter der englischen Lebensweise. Wie der Engländer trägt auch der Deutsche einen „Frack“, und die Schuhe sind aus „boxcalf“. Dem Sport = Vergnügen, Liebhaberei, Spiel [mit einer Höchstleistung, einem Rekord] entstammen: „starten“ [an einem Wettlauf teilnehmen], „boxen“ [mit der Faust Schläge erteilen, faustkämpfen], „Jockey“ [dschoki] von Jack = Hans [Verkleinerung von John] = Bursche, Reitbursche, Liebhaber bei Pferderennen, sowie „Champion“ [von campus = Feld] = Sieger im Feld. Auch Pony, Mops, Pinscher, Dogge sind englische Wörter.

Das von uns französisch-deutsch ausgesprochene Reporter [eig. ripohrtr] = Berichterstatter, sowie Interview [intrwju] = Unterredung, sind ebenfalls aus dem Englischen entlehnt; ebenso sind Meeting [mihting] = Versammlung, sowie Toast [eig. tohst] = Trinkspruch englischen Ursprungs. Im allgemeinen werden in dem deutschsprechenden Teil der Schweiz nicht viele englische Wörter gebraucht; das „Made in Germany“ und das „Copyright“ [-reit] = „Verlagsrecht“ spielt bei uns eine viel kleinere Rolle als in Deutschland. Ebenso wichtig ist hingegen das „Flirten“ [spr. flörtn]. Wohl am meisten fällt einem in bestimmten Gegenden der englische Einfluß auf die Sprache in den Namen auf, indem namentlich Mädchen, in Nachahmung des Englischen, sich Anny, Berthy, Emmy, Idy, Lisy [Lizzy], Jenny usw. benennen. Neben diesen angeführten Wörtern gibt es freilich noch eine ganze Anzahl, im Deutschen sehr häufig gebrauchte, welche aber nur wörtliche Übersetzungen aus dem Englischen sind. Solche sind z. B.: die Selbstverwaltung [engl. self-governement], Heißsporn [hotspur], Jungfernrede [maiden-speech], Blaubuch [blue-book], Buchmacher [book-maker], Schritt-

macher [pace-maker], Freidenker [free-thinker], Freihändler [free-trader], Freimaurer [free-mason], Heilsarmee [salvation army], Hinterwäldler [backwoodsmann], Weltschmerz [world-woe], Wolkenkratzer [sky-scruper], Oberhaus [upper-house], Zuchtwahl [natural selection], Schlafwagen [sleeping-car], Steckenpferd für Lieblingsbeschäftigung [hobby-horse], Leitartikel [leading article], Kampf ums Dasein [struggle for life], Geld machen [to make money], selbstgemachter Mann [self-made man]. Aus Weise, Unsere Muttersprache.

13. Wörter aus dem Arabischen, Jüdischen und Russischen.

Auch aus andern Sprachen, als den bisher genannten, sind einige Wörter in die deutsche Sprache eingedrungen. So stammt z. B. eine ganze Anzahl von Ausdrücken aus dem Arabischen. Hierbei ist die Entlehnung nicht unmittelbar aus diesem, sondern meist aus dem Französischen oder Italienischen erfolgt.

Das Wort Admiral, entstanden aus dem ersten Teil des Ausdrückes „amîr al ba'hr“ oder „amîr ul-ma“, heißt Fürst, Befehlshaber auf dem Meere, Herr einer Flotte [amîr findet sich auch noch in Emir, z. B. Emir von Afghanistan]. Algebra leitet sich ab vom arabischen „al-dschebr“ oder „al-gebr“. Es bedeutet eigentlich Verbindung getrennter Teile, die Lehre oder Kunst, durch Gleichungen aus bekannten Größen unbekannte zu finden, also Gleichungs- oder Buchstabenrechnung. Unserm Worte Kaffee, zuerst aus dem engl. caffee, dann dem franz. café entlehnt, liegt wie diesen das arab. qahva zugrunde. Der Alkohol, aus dem arabischen „al-qohhlu“ eig. = Augenschminke, bezeichnet ein bis zur höchsten Feinheit hergestelltes Pulver und insbesondere den höchst gereinigten oder entwässerten Weingeist, Feuergeist. „Magazin“ geht auf das arab. „machsan, almachsan“ = Scheune, Vorratshaus zurück. Ein Alkoven, d. h. ein kleines, fensterloses Schlafgemach, hat seinen Namen von „gabba“ = wölben, „al-qubbah“ = gewölbter Raum, Zelt. Arsenal ist das entstellte arab. „dârsinah“ = Haus der Betriebsamkeit [Rüsthaus, Zeughaus]. Die Stoffnamen Barchent [dichter, meist auf einer Seite rauher, filziger Baumwollstoff, ganz aus Baumwolle oder mit leinener Kette und baumwollenem Schuß] und Mousseline [Stoff aus Mosul] sind arabischen Ursprungs. Der Baldachin hat seinen Namen von der Stadt Baldach, d. i. Bagdad. Es war ein dort verfertigtes, golddurch-

wirktes Zeug, das man zur Herstellung der Trag- und Thronhimmel verwendete. „Damast“ bedeutet ursprünglich ein in Damaskus hergestelltes, mit eingewobenen Bildern verziertes Leinenzeug, Gaze war ein Gewebe aus der Stadt Gaza. Atlas [vom arab. *atlas* = abgerieben, glatt] bezeichnet einen glatten Seidenstoff. Die beiden arabisch-persischen Wörter Sofa und Divan sind uns Belege für die morgenländische Bequemlichkeit. Die Wörter Chiffre (fr.) [Schrift in Zahlen] und Ziffer = Zahlzeichen gehen auf das arabische Wort „çafar, çifr“ zurück und bedeuten eigentlich „leer“, „Null“ [franz. *zéro*]. Erst nachher sind sie auch auf die übrigen neun Zahlzeichen angewendet worden. Der Zenith, vollständig „semt-ur-râs“ = Weg des Kopfes, Scheitelgegend, bezeichnet den Punkt des Himmels, der gerade über dem Scheitel des Beobachters liegt, somit den höchsten Punkt des Himmels [Nadir = Fußpunkt]. Vergl. z. B. folgenden Spruch Schillers:

Zenith und Nadir.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Zenith und Nadir
An den Himmel dich an, dich an die Achse der Welt.
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himmel der Wille,
Durch die Achse der Welt gehe die Richtung der Tat!

Neben den vielen Namen, die aus der Bibel ihren Weg in die deutsche Sprache gefunden haben, sind auch noch ein paar jüdische Ausdrücke zu nennen. Sie sind meist der Gaunersprache entlehnt. Das Wort Gauner, wahrscheinlich aus dem Hebräischen „jânâ“ = „betrügen, übervorteilen“, bezeichnete ursprünglich einen gewerbsmäßigen Betrüger im Kartenspiel, dann auch einen heimatlosen Strolch. Erst seit Lessing hat es die heutige Bedeutung angenommen. Schacher aus hebr. *sachar* = Erwerb, und schachern aus *sâchar* [= handelnd umherziehen] scheint im 17. Jahrhundert in die deutsche Sprache eingedrungen zu sein. Pleite [-gehen, -machen] = „zahlungsunfähig, bankerott werden“ hat die bezeichnende ursprüngliche Bedeutung von Flucht. Schofel heißt gemein, niedrig. Schmu machen [bei uns „Schmul“], von jüd. Schmu = Gewinn, Vorteil, hat den Sinn: sich unrechtmäßigen Profit verschaffen, unterschlagen. Das in der gewöhnlichen Umgangssprache gelegentlich gehörte Wort „Kaffer“ für „ungeschickter Mensch“ geht auf das hebr. „kâphâr“ = Dorf, „kaphri“ = Dorfbewohner zurück, hat also den gleichen Sinn wie Tölpel.

Der slawische Einfluß auf die eigentliche deutsche Sprache erstreckt sich nur auf wenige Wörter, von denen indessen die meisten von großer Wichtigkeit sind. Droschke, in der Grundbedeutung von Straßenfuhrwerk, ist wahrscheinlich etwa um 1800 als polnisch-russisches Lehnwort ins Deutsche aufgenommen worden. In Rußland bezeichnet Droschke ein leichtes, unbedecktes Fuhrwerk mit niedrigen Rädern. — Kutsche ist ungarischen Ursprungs; es wurde schon um 1500 aus ungar. kotsi [spr. kotschi] entlehnt, was eigentlich Wagen aus Kocs, einem Dorfe bei Raab, bedeutet. (Wilke.) — Auch Kummet ist eine slawische Bezeichnung, Unser einheimisches Wort Geisle, Geisel, ist durch das böhmische Peitsche verdrängt worden; Knute = geflochtene Riemenpeitsche [got. hnútô], stammt aus dem Russischen, Halunke, in älterer Nebenform auch Holunke, gilt nach den einen als eine Entlehnung aus dem wendischen holunk = Waldmensch, nach den andern als eine solche aus dem tschechischen holomek = nackter Bettler [holy = nackt]. Noch im 16. Jahrhundert hatte es vielfach diese Bedeutung, oder es bezeichnete auch einen verwildert aussehenden Menschen. Auch Dolch, der übrigens schon zur Steinzeit bekannt war, gilt als ein slawisches Wort. Das aus dem Polnischen übernommene Ulan = „tatarischer Lanzenreiter“ beruht auf dem türkischen oghlân = junger Mensch, Bursche. Dolmetscher, das zunächst aus dem Slawischen ins Deutsche eingedrungen ist [russisch tolmatsch, poln. tłumacz], geht eigentlich auf das arab. târdschâma = „übersetzen“ zurück. An Stelle der alten deutschen Bezeichnung March, Mark [Markgraf, Markwart] z. B. im Tell:

„Dort ist's, wo uns're Landmark und die eure
Zusammengrenzen,“

wenden wir nun das polnisch-russische Wort Grenze an [von granica, böhmisch hranice, bairisch-österreichisch granitz, gränitz, spätmhd. greniz, grenize]. Der Titel Zar ist wie das Wort Kaiser auf Cäsar, gr. Kaisär zurückzuführen. In der Gegenwart hört man sehr häufig die Wörter Kadettenpartei und Sowjet [Sowiet]. Das erstere ist gebildet aus K. D., d. i. Konstitutionelle Demokraten; das letztere hat die Bedeutung von Rat, Senat.

Wenn auch der slawische Einfluß auf die deutsche Sprache als solche zwar nur klein gewesen ist, so darf man ihn in anderer Hinsicht doch nicht als geringfügig betrachten. Sehr viele Namen von Personen und besonders östlich der Elbe ge-

legener Orte gehen auf das Wendische, d. h. Slawische, zurück. „Die Namen auf -in, -ow, -nitz, -enz, -gard, [= Burg] u. a. wie Berlin, Stettin, Köslin, Schwerin, Küstrin, Zepelin, Fehrbellin, Lehnin, sowie Grabow, Teltow, Hagenow, Malchow, ferner Chemnitz [von „kamenica“ = Steinbach],* Lignitz, Schweidnitz, Ölsnitz, dann auch Graudenz, Kamenz, nicht aber Koblenz, das vom lat. *confluentes* = Zusammenfluß [von Rhein und Mosel] abzuleiten ist, und Belgard [= weiße Burg], Naugard [= neue Burg], Stargard [= alte Burg] verraten durch ihre Endung wendischen Ursprung.“ (Nach Wilke). In Krakau ist das „ow“ in au verwandelt worden. Sehr häufig verbreitet sind in Deutschland auch die polnischen Personennamen, ebenfalls auf -in, -ow, -itz, sowie auf -itsch und -witz endigend. Solche sind z. B. Zeppelin, Tauentzien, Bülow, Lützow. Illo [von Ihlow, Unterschrift im „Pilsener-Schluß“ = Ihlow], Virchow, Miltitz, Redwitz, Seydlitz, Zedlitz. Staupitz. Die zahlreichen polnischen Namen auf -ski, -sky, wie Posadowsky, Sobieski, Poniatowski bezeichnen die vom Ortsnamen abgeleitete Herkunft; die Silbe „-ski“ entspricht also der deutschen -er: Posnanski = Posener, Lublinski = Lubliner.

14. Allerlei Wörter und Redensarten verschiedenen Ursprungs.

„Alles sprachliche Leben vollzieht sich fern von den Blicken der beobachtenden Wissenschaft. Jede Neuerung tritt in den Gesichtskreis des Sprachforschers erst als vollzogene Tatsache. Unsere Worte entstehen wie die Volkslieder. Wir wissen nicht, von wannen sie kommen. Sie haben ein langes Vorleben, ehe die Literatur sich ihrer bemächtigt und sie der zuständigen Kritik ausliefert. Nur eine verschwindend kleine Wörterzahl können wir auf einen Urheber, auf ein bestimmtes Jahr zurückführen. Die große Masse unseres Wortschatzes ist ohne Ahnen. Finsternis umgibt ihre Anfänge, ehe der scharfe Blick eines Lessing oder die volkstümliche Kraft eines Luther sie aus dem Dunkel hervorzieht und als würdige Glieder in die hohen Kreise der Literatur eingeführt.“

* An die bis ins 10. Jahrhundert dauernde Slawenherrschaft erinnern noch die Ortsnamen: Bautzen, = Ort der Budis (wend. Budissin), Dresden = Waldsassen, Leipzig, von lipa, die Linde = Lindenplatz, Meißen = Grenzort, Plauen von plava = Flößort, Zwickau = Siedlung des Cvik.

„Alle Berufszweige, alle Stände schaffen Wortmaterial, das dem Schrifttum zu dienen berufen ist. Aber undankbar genug entkleidet die Literatur häufig den Neuling jeder Naturfarbe, die ihm eigentlich anhaftete. Aus dem Emporkömmling wird ein unentbehrliches Mitglied der höchsten Gesellschaft. Jetzt dient das Wort *Zweck* den ernsten Aufgaben der Philosophie, und doch hat er ursprünglich nur den Armbrustschützen angehört. *Ausbeute* und *Fundgrube* entstammen aus dem Bergmannsleben, aus dem heraus ein Bergmannssohn — Luther — sie literaturfähig gemacht zu haben scheint. So ist jede Schicht des Volkes zum Ausbau seiner Gemeinsprache mit reichem Material dienstbereit und dienstbar“. (Kluge, *Unser Deutsch*).

Das *Jagd-* und *Kriegsleben* hat nicht nur in den Namen und in den vielen fremdsprachlichen Entlehnungen seine Spuren hinterlassen, sondern auch noch unzählige andere Ausdrücke weisen darauf hin. Weidmann ist aus Weide, ahd. weida, und „Mann“ zusammengesetzt. Weida bedeutete „Futter, Speise“, auch Ort zum Weiden, dann „Futter oder Speisesuchen“, also Jagd- und Fischfang. Geweide war ursprünglich die „genossene Speise“, später bezeichnete es die innern Körperteile, die diese Speise aufnehmen = Eingeweide; „ausweiden“ hieß: diese Teile aus dem erlegten Tiere entfernen. Weide, in übertragenem Sinne, ist etwas, woran man Genuß, Erquickung findet: Augen-; Herzensweide. Birschen, pirschen = mit Spürhunden jagen, hat eigentlich die Bedeutung: mit dem Pfeil jagen (altfr. berser).

Ist der Hund auf der richtigen Spur — „einem auf der Spur sein“, — und nicht „auf falscher Fährte“, so wird er „etwas auftreiben“. Verfolgte Hasen suchen zwar durch große Seitensprünge das Auffinden der Fährte zu verunmöglichen; aber man wird ihnen doch „auf die Sprünge kommen“, und es wird ihnen auch nichts nützen, wenn sie „sich drücken“, d. h. niederknien, damit man sie nicht beachte; der (mhd.) naseweise — davon unser naseweis, das im heutigen Sinne zuerst in Lessings „Minna“ vorkommt — d. h. spürfähige Hund wird sie doch „aufstöbern“ (ältere Nebenform „stäubern“ = machen, daß es stiebt, daß also Staub aufgewirbelt wird; mit Stöber, mhd. stöber, bezeichnete man einen Jagdhund). Wittern, zu Wetter gehörig, hat eigentlich die Bedeutung: mit Benutzung der Witterung riechend aufspüren. Bei der Treibjagd wird dabei das versteckte Wild durch „auf den Busch Klopfen“ herausgetrieben. Jetzt bedeutet diese Redensart: vorsichtig nach etwas forschen. Eine besondere Art der Treibjagd ist das

Kesseltreiben, ein Jagen, bei dem in einem kreisförmig umstellten Gebiet gegen die Mitte vorgegangen wird. Gibt ein Hund zu früh Laut, so ist er „vorlaut“. Diese Bezeichnung hat man auch auf vorschnelle Leute übertragen. „Bärbeißig“ geht auf eine besondere Hundeart, die „Bärbeißer“ zurück. „Bändig“ nennt man einen Hund, der sich gut am Bande führen läßt; darnach ist „unbändig“ = unlenksam. In ähnlicher Weise bedeutet Wildfang nach der Auffassung der einen Sprachgelehrten einen Unband, d. h. einen wilden Menschen, der einem wilden Getier zu vergleichen ist. Ursprünglich habe indessen das Wort nur den Sinn von Wildgehege gehabt, in welchem das Wild gefangen worden sei, und erst später habe man dann die Bezeichnung auch auf die Tiere und hernach auch auf die Menschen übertragen. Wahrscheinlich ist die Meinung der andern richtiger, nämlich, daß man einen wild eingefangenen Falken damit bezeichnet hat. Zum Fang von Vögeln wurden früher häufig Leimruten verwendet. Diese Ruten waren mit Vogelleim bestrichen, an welchem die Vögel mit ihren Flügeln kleben blieben. Von der Art dieses Vogelfanges haben wir noch die Redensart: einen hineinleimen = machen, daß jemand hängen bleibt und Schaden hat. Oft verwendete man auch Pech zum Fangen. Ein „Pechvogel“ bleibt an den Widerwärtigkeiten hängen, wie ein Vogel am Pech. Darnach hat „Pech haben“ den Sinn von Unglück haben. Ursprünglich hieß es: an den Flügeln Pech haben. Ein solcher Vogel konnte nicht mehr fortfliegen und fiel dem Jäger zum Opfer. [Erpicht sein auf Geld usw. kommt ebenfalls von Pech. Es hatte den Sinn: an etwas hängen wie Pech]. Mit der Redensart „auf den Strich gehen“ ist eigentlich der Strich bestimmter Vögel, z. B. der Schnepfen gemeint. Der sachverständige Vogelsteller suchte die Vögel auch durch möglichst naturgetreues Lockpeifen anzulocken. Konnte er das, so verstand er sich auf den „Pfiff“, war „pfiffig“ oder ein „Pfiffikus“. Muß jemand tun, was ein anderer will, so muß er „nach dessen Pfeife tanzen“ wie ein Bär nach derjenigen des Bärenführers. Aus dem Jagdhandwerk stammt auch der Ausdruck „Wind bekommen“. Wenn der Jäger sich in der Richtung des Windes dem Wild nähert, so bekommt dieses schon auf große Entfernung durch den Wind den Geruch von ihm und hat dann Zeit zur Flucht. Wenn auf einer Hetzjagd das fast zu Tod gehetzte, erschöpft hingesunkene oder von den Hunden gestellte Wild vom Jäger durch einen kräftigen Stich getötet wird, so erhält es den Gnadenstoß. Ursprünglich verstand man unter diesem

den Todesstoß, den der auf das Rad geflochtene Verbrecher zur Abkürzung seiner Leiden empfing. Dem Jagd-, vielleicht auch dem Kriegshandwerk, ist z. B. auch die Wendung „einen auf dem Strich haben“ entlehnt. Gemeint ist der Strich am Visier. Nach dem ursprünglichen Sinn der Redensart hat man eigentlich „jemanden auf dem Strich“, wenn der Strich am Visier, und ferner das Korn und das Ziel genau in einer geraden Linie liegen, so daß der Schuß treffen muß. Im Grunde genommen sagt also die Redewendung weitaus mehr, als „einen nicht leiden mögen“. Ähnlich ist der Ausdruck: einen aufs Korn nehmen. Er bedeutet eigentlich: mit der Flinte auf einen zielen [über das Korn hinwegsehen], um ihn zu erlegen, so daß er „Knall und Fall“ „zur Strecke gebracht“ ist. Das Wort Flinte selbst bezeichnet ursprünglich ein Jagdgewehr. Der Name röhrt her von flint = Feuerstein, durch welchen mit dem Schloß der Funken zur Entzündung des Pulvers erzeugt wurde. Unter Büchse, von griech. pyxis, verstand man zuerst ein Gefäß aus Buchsbaumholz. Später wurde das Wort übertragen auf jedes Gefäß mit ähnlicher Gestalt (z. B. „Donnerbüchse“) und schließlich auf die Gewehre. Von boln = werfen (mhd. bole = Wurfmaschine) hat der Böller seinen Namen. Verwandt damit ist das Bollwerk, das ebenfalls eine Wurfmaschine, meist aber einen aus Bohlen hergestellten Schutzwall bezeichnet. [Aus dem niederl. Bullwerk enstand das franz. boulevard]. „Laden“, in der Bedeutung von aufladen, mit etwas Tragbarem beschweren, das besonders für Wurfmaschinen seine Berechtigung hatte, ist dann auch auf die Feuerwaffen übertragen worden, „In den Riß treten“ hat den Sinn: für jemanden als Lückenbüsser eintreten, für einen andern eine Aufgabe übernehmen. Das Bild röhrt von der Belagerung einer Burg oder einer Stadt her. War eine Bresche (von brechen = das herausgebrochene Stück) in die Mauer geschossen, so mußten eine Anzahl Krieger in die Lücke treten, um sie gegen die anstürmenden Feinde zu verteidigen. Fiel einer der Verteidiger, so mußte für ihn sofort ein anderer in den „Riß“ treten und für den Gefallenen die Aufgabe der Verteidigung übernehmen. „Lücke“ selbst, verwandt mit Loch, bedeutet den gewaltsamen Mauer- oder Wallbruch in einer Befestigung. In „blockieren“ = einschließen, sperren, sowie in „Blockade“, steckt das deutsche „Block“. Dieses Wort bezeichnete auch den ausgehöhlten Klotz, in den die Füße eines Gefangenen eingeschlossen wurden (mhd. blocken, in den Block setzen). Von dieser Bedeutung aus entwickelte sich die andere: „Gefängnis“

überhaupt“ und daraus die des Einschließens, Absperrens. (Wilke). Kapitulieren, eine Kapitulation eingehen, kommt vom lat. *caput* = Haupt. Davon entwickelte sich im späteren Latein *capitulum* im Sinne von Kapitel, Hauptabschnitt einer Schrift, ferner in der Bedeutung des Hauptversammlungssaales der Mönche eines Klosters, sowie der Versammlung selber. [In der Neuzeit ist es bei uns auch auf die „zusammengehörende“ Lehrerschaft eines bestimmten Gebietes übertragen worden). *Capitulare* = „kapitulieren“ bedeutet darnach: „etwas nach Kapiteln oder Hauptpunkten ordnen“, im besondern: „wegen Übergabe einer Festung unterhandeln, sich auf Vertrag ergeben“, wobei es sich freilich oft genug auch um das Haupt der sich Ergebenden handelte. Daß dieses dabei die Hauptsache war, ergibt sich schon daraus, daß nie der Sieger „kapituliert“, trotzdem doch offenbar er die Hauptbedingungen des Vertrages aufstellt. Aus *campus* = Feld hat sich das Wort Kampf entwickelt, indem man die Tätigkeit auf das „Schlachtfeld“ übertrug. War die Schlacht verloren, so gab es „Soldaten“, welche mutlos den Kampf aufgaben und „die Flinte ins Korn warfen“. Die Redensart deutet vor allem auf Freiwillige, z. B. Jäger — denn Flinte bezeichnete ja ursprünglich nur ein Jagdgewehr —, die sich durch das Fortwerfen der Waffe in das gute Versteck als nicht am Kampf Beteiligte ausgaben, um so ihr Leben zu retten. In übertragenem Sinne hat die Wendung „die Flinte ins Korn werfen“ die Bedeutung: „das Kämpfen um eine Sache mutlos aufgeben“, da man am Gelingen derselben verzweifelt. Im übrigen scheint mir die Redensart noch ein Beleg dafür, daß Kriegszüge zu größerer Schädigung des Gegners und besserer eigener Verproviantierung sehr häufig zur Erntezeit unternommen wurden. Daß Reise früher Aufbruch und vor allem Kriegszug bedeutete, habe ich schon auf Seite 42 erwähnt. Noch von Luther wurde es vielfach in diesem Sinne angewendet; auch die Bezeichnungen „die Reisigen“ und das „Reislaufen“ = „das Eintreten in fremde Kriegsdienste“ weisen auf die ursprüngliche Bedeutung des Wortes. Ebenso sei hier noch einmal auf den ursprünglichen Sinn von grüßen = „angreifen“ hingewiesen. Die Salve, vom lat. *salve*, „eigentlich sei gesund, befinde dich wohl! dann auch = sei gegrüßt, willkommen!“ wird als ein militärischer Willkommensgruß aufgefaßt.

Dem Kriegsleben entstammen auch unsere Grußformen und das Händefalten beim Gebet. Der morgenländische Gruß ist religiösen Ursprungs. Der Gegrüßte gilt als göttliches oder doch

als höheres Wesen; darum neigt man sich vor ihm oder wirft sich vor ihm zu Boden. Nach abendländischem Brauch wird der Hut gehoben oder abgenommen. Das Abnehmen des Eisenhutes [Hut bedeutet auch Helm und Schutz] machte den Kriegsmann schutz- und darum wehrlos. Aus diesem Grunde ist das Abnehmen des Hutes das Zeichen der Wehrloserklärung oder dann wenigstens der Unterordnung unter einen fremden Willen. Beim Eintritt in ein fremdes Zimmer sagen wir ein Begrüßungswort und nehmen die Kopfbedeckung ab; denn es hat dort ein anderer zu gebieten. Auch beim Eintritt in eine Kirche entblößen wir das Haupt, zum Zeichen der Unterwerfung unter den göttlichen Willen. Durch die Gebärde des Händefaltens [die Darstellung gebundener Hände] ergab sich der Krieger dem Sieger auf Gnade und Ungnade. Das Händefalten beim Gebet hat noch diese Bedeutung, will also auch ausdrücken, daß Gott nach seinem Ermessen über uns verfügen kann. Der militärische Gruß besteht jetzt teils im Salutieren [von salutare = grüßen; salus = Heil, Gesundheit] mit dem Säbel bei den Offizieren, teils im Präsentieren des Gewehres bei den Soldaten. Anfänglich bedeutete es das Hingeben der Waffe an den Sieger, sodann die Unterwerfung unter fremden Befehl. Das gleiche wird auch ausgedrückt durch das Anlegen der Hand an die Kopfbedeckung, sowie durch das Stillstehen.

Wahrscheinlich aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges stammt der „Zapfenstreich“. Um den Saufgelagen seiner Söldner eine Grenze zu setzen, verordnete Wallenstein, daß alle Markttender um neun Uhr den Zapfen an ihren Fässern zuschlagen müssen. Ein Trompetensignal, später der Zapfenstreich genannt, gab hierzu das Zeichen. Ein Profoß [Regimentsstockmeister] mußte Nachschau halten, ob dem Befehl Folge geleistet werde. Er schlug selbst noch einen starken Streich auf den Zapfen und zog dann zur Verhinderung unerlaubten Öffnens mit „Rötel“ oder Kreide einen Strich über den Zapfen und das Faß. So war also das Signal zugleich auch das Zeichen, daß sich die Soldaten zur Ruhe zu begeben haben.

Einen schlimmen Sinn hat der Ausdruck: ab nach Kassel. Er bedeutet: fort mit dir auf Nimmerwiedersehen! Der Ursprung der Wendung geht auf den nordamerikanischen Freiheitskrieg zurück. Damals, namentlich 1775, verkauften die hessischen Fürsten ihre Untertanen als Söldner an die Engländer. In der Residenz Kassel mußten sich die Opfer versammeln, um fortgeschickt zu werden und womöglich im Dienst

umzukommen. Die Fürsten verlangten geradezu, daß möglichst viele für die gefährlichsten Unternehmungen verwendet werden, weil dann die Entschädigung größer war. Wer also „ab nach Kassel“ geführt wurde, der war ziemlich sicher, die Heimat und die Seinen nie wieder zu sehen.

Schiffahrt. Auch in den Ausdrücken für die Schiffahrt können wir den Wandel der Zeiten erkennen. Im Mittelalter, als die italienische Schiffahrt der deutschen offenbar weit überlegen war, ergibt sich die Beeinflussung Oberdeutschlands durch die italienische Kultur auch aus vielen Bezeichnungen für das Seewesen. Da lesen wir im 15. und 16. Jahrhundert für „Kajüte“ vielmehr stanza, für „Mastkorb“ gabbia, für „Bug“ und „Heck“ vielmehr prua und poppa, für „Ruder“ timone. Oft treten in deutschen Berichten für bestimmte Segel die italienischen Benennungen trinchetta und pappafigo auf; die Meeresstille heißt immer bonaccia, und einzelne solcher Worte hafteten so tief, daß sie der deutschen Sprache einverleibt wurden: die italienische Benennung der Matrosen als „marinari“ hat einem Zeitgenossen des Tannhäuser, dem Spruchdichter Marner, den Namen gegeben.

Nachdem aber um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts die holländische Seemacht mächtig emporblühte, verklangen die südlichen Fremdworte schnell, und im 17. Jahrhundert fängt man auch in Oberdeutschland an, vom niederländischen und niederdeutschen Sprachgut des seemännischen Bereiches Gebrauch zu machen. [Kluge, *Unser Deutsch*]. Außer den auf Seite 19 angeführten Wörtern seien hier als niederdeutsches Lehngut noch genannt: hissen, kentern [zu Kante], umkippen [Kippe, hochd. Kipfe = Spitze, Gipfel], löschen [eig. die Ladung lösen], Mast, reffen, Steuer, Tau, Strand, Ufer. Jacht bedeutet „Jagdschiff“. Mit „Kai“ bezeichnete man im Niederländischen ursprünglich ein kiesiges und später ein künstlich angelegtes Ufer. [Reede besser als Rhede].

Da es in der Nähe der Küste meist Klippen und Sandbänke hat, wird von den ein- und auslaufenden Schiffen meist ein Lotse [dies ist die abgekürzte Rufform für Lotsmann, welche Bezeichnung noch im 17. Jahrhundert allgemein üblich war] an Bord genommen, der das Schiff zu leiten hat. Er hat dieses „hereinzulotsen“. „Wohlbehalten“ wurde zunächst der benannt, der ohne Schaden von der See heimkam. — Befindet sich ein Schiff im Schlepptau, ist also am Bug angehängt, so wird es „hineinbugsiert“. Früher hatte man nur Ruder- und Segel-

schiffe. Von zwei kämpfenden Segelschiffen mußte das besiegte die Segel einziehen. „Die Segel streichen“ hat darnach den Sinn: sich unterwerfen, sich als geschlagen erklären. Hatte ein Segelschiff keinen Wind, so mußte es, um doch vorwärts zu kommen, im Zickzack segeln, was „lavieren“ genannt wurde. „Lavieren“ müssen z. B. solche, die an ihr „Ziel“ zu gelangen suchen, ohne es mit einer Partei zu verderben. Die Leitung des Schiffes durch das Steuerruder hat zur Entstehung der Wendung „am Ruder sein“ Anlaß gegeben. Es gibt auch Sprachgelehrte, welche der Ansicht sind, von dem im Mittelalter mächtigen Hansa-Seebund [Lübeck, Hamburg, Bremen, Bergen etc.] sei der Ausdruck „einen hänseln = foppen, zum besten haben, quälen“ herzuleiten. Da dieser Handelsbund riesige Gewinne erzielte, suchte man diejenigen, die neu eintreten wollten, durch ungeheuer strenge Aufnahmebedingungen zu quälen und so zurückzuschrecken. Durch die so immer härter werdenden Proben wurden die Aufnahmebegehrenden so „gehänselt“, daß sie von selbst von ihrem Vorhaben abließen. Bei der ersten Probe, dem Wasserziehen, ward der Novize unbekleidet dreimal unter dem Schiffe durchgezogen und dann von vier starken Kerlen bis aufs Blut gepeitscht, daß er kaum nach vier Wochen geheilt war. Bei dem folgenden Rauchspiel ward er eine halbe Stunde lang in einen Schornstein gehängt, und unter ihm ward ein Feuer von Haaren, Fischgräten und dergleichen unterhalten, dessen Dampf ihn dem Tode nahe brachte; es folgte dann noch die Auspeitschung. Bei dem letzten, dem Staupenspiel, mußte er in Gegenwart von vornehmen Männern und Frauen mit vermummten Kerlen tanzen; dann wurde er von vier Männern in Mönchskleidung ärger als von Henkersknechten gepeitscht, während mit Trompeten und Pauken solcher Lärm gemacht wurde, daß man das klägliche Winseln und Heulen nicht hören konnte. Wer die acht Jahre dauernde Lehre mit diesen Prüfungen bestanden hatte, war dann endlich Kaufmann des Hansabundes [Aus Schrader: Der Bilderschmuck der deutschen Sprache].

Neben dieser Deutung besteht auch noch die Auffassung, daß „hänseln“ den Sinn habe, einen als guten, dummen „Hansli“ betrachten und dementsprechend mit ihm reden. „Hans“ wurde, offenbar infolge der großen Häufigkeit, namentlich der Name der untern Volksklassen und erhielt dadurch den Nebensinn des Gewöhnlichen, des Ungebildeten. Daraufhin weisen die Bezeichnungen Hansjoggel, Hansdampf, Hanswurst. Die letztere Benennung röhrt davon her, daß bei den Fastnachtaufführungen

der Hans, d. i. der Narr, mit einer langen, dicken Wurst durch die Gassen zog. Übrigens findet sich der Hanswurst als Jean Potage auch in Frankreich und als Jack Pudding auch in England. In der französischen Literatur ist Jean der feststehende Name des Dieners. In damit übereinstimmender Art sagen wir mundartlich: „J ha-n-em müese de Schangli mache; Ich bi nid din Schangli“.

Rotwelsch und Studentensprache. Nach beiden Erklärungen würde also „hänseln“ keineswegs mit „foppen“ übereinstimmen, mit dem es sich jetzt begrifflich nahezu deckt. „Foppen“ ist eigentlich ein Gaunerausdruck, der bedeutet „sich wahnsinnig stellen“. Die Fopper, eine Bettlerart im 14. Jahrhundert, stellten sich verrückt, um das Mitleid der Leute zu erregen. Das Wort drang dann in die Studentensprache ein, wo es den Sinn annahm „betrügen, betrügerisch betteln“, und daraus hat sich dann die heutige Bedeutung „einen zum Narren halten“ entwickelt. Aus dem Rotwelsch = Bettlergeheimsprache (rot = Bettler, welsch im Sinne von fremd, unverständlich) stammen auch die Wörter Gauner (aus Joner (jüdisch, jōnēh = Spieler, Falschspieler), Hochstapler (erst seit dem 18. Jahrhundert, „Stapler“ in der Bedeutung „brotsammelnder Bettler“ schon im 16. Jahrhundert), Stromer (im 14. Jahrhundert = Kehlabschneider) und Kluft (von klaffot = Kleid, aus hebr. kalīfōt = Feierkleider. Manche rotwelsche Ausdrücke sind jüdischen Ursprungs. So ist koscher (1737) das hebr. kōsēr = recht, gesetzmäßig; schäkern (1817), von hebr. seker = Lüge, Trugrede, hat ursprünglich den Sinn von „lügen“. „Moos“, in der Bedeutung von Geld, beruht auf dem jüd. mō ḥōs = kleine Münze, Geld. Unser blechen = bezahlen geht auf das im 15. und 16. Jahrhundert bezeugte rotwelsch „Blech“ = „Pfennig“ zurück; auch „pumpen“ = „borgen“ ist ein rotwelsches Wort. Wie diese beiden letzten Wörter sind auch „mogeln“ und „schofel“ erst aus der Studentensprache allgemeines Sprachgut geworden. Studentische Ausdrücke sind: Kneipe, Kommer, Humpen, Salamander, Gassenhauer, Kater und Katzenjammer. Mit fremden Endungen sind gebildet: burschikos, grandig (eigentlich rotwesch), malitiös, Schwulität, Konkneipant, Grobian. Jux ist das lat. jocus = Scherz, Spaß. Im Kreise froher Zecher erhielt das lat. fidelis = „treu“ den burschikosen Sinn von fidel, das dann in studentischen Kreisen sogar zu „kreuzfidel“ wurde. Der höchste Grad der studentischen „Feinheit“ ist „pickfein“. „Besen“, mit welchem Namen man ursprünglich nur die Dienstmädchen bezeichnete, hat nun einen

viel allgemeinern Sinn angenommen (vergl. z. B. Besenbummel), während Backfisch, eigentlich ein junger, zarter Fisch, der noch nicht so unangenehme Gräte hat, und daher gerade so recht „brätig“ ist, noch die übertragene anfängliche Bedeutung bewahrt hat. Nach dem eigentlichen Konviktgebäude, der Bursa, nennt sich der Student „Bursche“; derjenige, der das Examen gemacht hat, wird „altes Haus“ genannt. „Philister“ ist der studentische Übername für die Bürger. Einst die Bezeichnung für die Grenznachbarn der Israeliten, wurde es, offenbar zur Zeit des Humanismus, aus der Bibel entlehnt. „Um 1650 war Philister naturgemäß soviel wie Goliath = ein Riese. Dann nannte man in der zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts Leibgardisten und Stadtsoldaten scherhaft Philister, d. h. Riesen. Um 1697 wurde bei einem Studentenkrawall in Jena ein Student von einem Bürger erschlagen, der mit den Stadtsoldaten gemeinsame Sache machte; fortan wurde das Wort Schimpfwort für die Bürger in Universitätsstädten. — Die Leichenpredigt soll an die Worte „Philister über dir, Simson“ angeknüpft haben. (Kluge, Unser Deutsch.)

Der Name Schwager, im Sinne von Postillon, scheint ebenfalls durch die Studenten in die Schriftsprache eingedrungen zu sein. Wie die Burschen jetzt noch unter sich Brüderschaft trinken, so tranken sie im 18. Jahrhundert mit Nichtakademikern, namentlich Lohnkutschern, auch Schwägerschaft. Da sie wegen der Reisen zu Wagen mit den Postillonen besonders viel zusammen waren, so hat sich dann die Bezeichnung Schwager nur auf diese übertragen. Über das Wort Knickebein teilt Kluge folgendes mit: „In den 40er Jahren verkehrte in studentischen Kreisen Jena ein junger Mecklenburger, der durch seinen Gang mit eingeknickten Beinen allgemein auffiel: nach eigenem Rezept beorderte er sein Lieblingsgetränk, dem studentischer Witz alsbald den bezeichnenden Namen Knickebein beigelegt hat.“ — Wilke führt aus, daß vielfach studentische Bräuche gewissen Wörtern einen besonderen Sinn aufgeprägt haben, den wir fortführen: einen (gründlich) abführen (= mit Schimpf abweisen, eigentlich auf der Mensur kampfunfähig machen, zur Abfuhr bringen), einen aufziehen (= jemand narren, necken), sich drücken (= sich heimlich wegbegeben), mit jemandem anbinden (= sich in einen Streit einlassen), durchfallen (= die Prüfung nicht bestehen), bei der Hand sein (zunächst bei einem Tumult), brummen (= im Arrest sitzen). Mucker, in seiner jetzigen Bedeutung schon 1732 belegt, soll zuerst für die Zuhörer des

pietistischen Professors Buddeus (1705—1729) in Jena gebraucht worden sein.

Auch die Sprache der Berg- und Hüttenleute ist eine — wenn auch nicht sehr reiche — „Fundgrube“ für die Sprachwissenschaft. Andere bergmännische Ausdrücke sind: Ausbeute, ausbeuten, Schacht, Stollen, Schicht [Schicht machen, Schichten der Bevölkerung], ans Tageslicht kommen, zu Tage fördern, klar zu Tage liegen, bestechen (eigentlich rings um etwas abstechen, einstechend versuchen), im Feuer läutern, von Schlacken befreien. Zeche ist nicht nur die Bezeichnung für Bergwerk, Grube, sondern auch für die Wirtsrechnung, die der Bergarbeiter im Zechenhaus [Gebäude zum Aufbewahren und Hüten der Gezähe, d. i. Arbeitsgeräte, sowie Verwaltungsgebäude und Versammlungsort der Bergleute] zu begleichen hatte. Darnach hat zechen den Sinn angenommen: auf Wirtshausrechnung trinken. Später hat es dann den Begriff noch erweitert. Der Name „Gewerkschaft“, die ältere Vereinigung zur Ausbeutung von Bergwerken, ist in neuerer Zeit in nicht richtiger Weise vielfach auch zur Benennung der Gewerkvereine und Gewerkschaften verwendet worden.

Aus verschiedenen Berufsarten. Das Wort Genosse (mhd. genôz), das erst ungefähr seit den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von den Sozialdemokraten als Ausdruck des Gleichheitsgefühls verwendet wird, bezeichnet eigentlich einen, der mit einem andern genießt. Wie es durch die Wörter Kumpa, Compagnon, von companis = Brotgenosse, ausgedrückt wird, ist damit einer gemeint, der mit einem andern den gleichen Brotherrn hat. Schon beim Nibelungenlied ist darauf hingewiesen worden, daß Arbeit einst Not, Beschwerde, Mühsal bedeutete (Seite 47). In noch älterer Zeit scheint es den Sinn von „Knechtes Arbeit“ gehabt zu haben, deren schwerster Teil offenbar die Bebauung des Bodens war. Von „wirken“ und „Werk“ glaubt man, daß sie auf die Tätigkeit des Webens zurückgehen. Noch mhd. ist wirkermeister = Webermeister, wirken-garn = Webergarn, wirkenlön = Weberlohn. Anzetteln, ebenfalls ein Weberausdruck, bedeutet den Zettel, d. h. den Aufzug zu einem Gewebe machen; das mundartliche zetten (schon mhd. und ahd.), für (Gras, Heu) ausbreiten, hängt damit zusammen. Bezeichnende Ausdrücke sind auch: einen verhecheln, keinen guten Faden an einem lassen, sich abspinnen, sich entspinnen, eine gewundene Erklärung, etwas nicht verwinden können, ein Zitat einflechten. „Etwas an den Nagel hängen, über einen Leisten schlagen, vor

die rechte Schmiede gehen, die letzte Feile anlegen, gut beschlagen sein“ sind ebenfalls Redensarten aus verschiedenen Berufen. Einen über den Löffel balbieren [barbieren] = „einen betrügen, einen übers Ohr hauen“, ist natürlich der Tätigkeit des Barbiers entnommen. Dorfbarbiere hatten bis im 18. Jahrhundert die Gewohnheit, die eingefallenen und faltenreichen Wangen der Bauern für das Rasieren dadurch zu glätten, daß sie an die Innenseite der Wange das Hohlrund eines Löffels führten und so die Haut anspannten. „Über den Löffel barbiert werden“ geht darnach von der Vorstellung aus, wie ein Bauer, d. h. nach damaligem Sinne „wie ein gemeiner Mann“ behandelt werden. Da der Bauer dazumal ganz ungebildet war, so konnte man ihn natürlich auch ziemlich leicht zum besten halten und betrügen, und so hat die Redensart auch diesen Sinn angenommen. — Jetzt noch sagen wir: er hat noch etwas auf dem Kerbholz, d. h. er ist noch etwas schuldig. Das Kerbholz war ein etwa 3 dm. langes Stäbchen von etwa 2 cm. Dicke. Dieses Stäbchen war der Länge nach so gespalten, daß beide Teile genau anschließend aneinander gehalten werden konnten. Jede der beiden Personen, welche in Rechnung miteinander standen, erhielt einen der beiden Teile. So oft nun z. B. ein Kunde etwas bezog, wurden die beiden Teile genau aufeinander gelegt, und in Gegenwart des Kunden wurde nun vom Verkäufer ein neues Kerb in beide Stäbchen eingeschnitten. In früheren Jahrhunderten vertrat das Kerbholz, namentlich bei Gastwirten, die Stelle des Schuldbuches. Jeder Gast, der nicht gleich bezahlte, hatte sein Kerbholz, und nach jeder Abgabe von Speise und Trank wurde ein neues Kerb eingeschnitten. Wie heutzutage durch die Rechnung, so wurde damals der Schuldner durch das Kerbholz an seine Schuld erinnert. „Etwas auf dem Kerbholz haben“ hat darnach den Sinn: etwas noch nicht bezahlt, nicht gesühnt haben. (Vergl. dazu außerdem die Redensart: auf den Bengel trinken). — Über die Schnur hauen = „zu lebenslustig sein“ ist dem Handwerk der Zimmerleute entlehnt. Früher wurden die Balken zum Häuserbau mit der Breitaxt rechtwinklig behauen. Um eine gerade Linie zu erhalten, legte der Zimmermann auf den auf einer Seite roh behauenen Balken eine in einem Brei von Ruß und Wasser geschwärzte Schnur, spannte sie straff an, hob sie in der Mitte hoch und ließ sie niederschwirren. Natürlich durfte dann nicht über den entstandenen schwarzen Strich hinausgehauen werden. Wer es in ungeschickter oder unbedachtsamer Weise doch tat, der „hieb

über die Schnur“, d. h. er übertrat das gerade, richtige Maß. — Auf die Baukunst bezieht sich die Redewendung, daß etwas im Blei (Lote) sei; einen ähnlichen Sinn hat wohl ursprünglich das Wort recht, lat. *rectus*, idg. *rektos*; denn es bedeutet „aufgerichtet“.

Landwirtschaft, Natur. Bauer, in der Bedeutung von Landmann, hieß ahd. *giburo*, mhd. *gebür* = Miteinwohner. Das Wort bezog sich auf den Ackerbau und ist wahrscheinlich erst von diesem auf den Bau von Häusern und ähnliches übertragen worden. Nachbar, hervorgegangen aus ahd. *nâhgibur(o)*, mhd. *nachgebür*, bezeichnet einen Bauern, der nah(e) bei einem Wohnung hat. Dabei hat es Sprachgelehrte, welche annehmen, daß „wohnen“ nicht „sich erfreuen“ bedeute (s. S. 203), sondern daß es auf „ackern“ zurückgehe. Unter ing. „*weno*“ habe man einen Pflock oder Ast zum Pflügen zu verstehen. Aus der gleichen Wurzel „*wen*“ habe sich außerdem noch ahd. *winnan* (= arbeiten, jetzt „gewinnen“ (durch Arbeit erlangen) entwickelt. Dasselbe Wort stecke auch in **Weidemonat**, den man auch *winnemânot* nannte. Auch „*Art*“, zu lat. *arâre*, habe ursprünglich das Pflügen bezeichnet; erst im Mittelhochdeutschen trete es in der Bedeutung von „angeborener Eigentümlichkeit, Natur, Beschaffenheit, Art“ auf. „Üben“, verwandt mit lat. *opus, operare*, beziehe sich zweifellos auf den Ackerbau. „*Gut*“ (= etwas Gutes) hat erst später den Sinn erhalten von Vermögen, Besitz, Landbesitz. In ähnlicher Weise gehört Adel, ahd. *adal* = Geschlecht, bes. edles Geschlecht, vermutlich zu *uodil, uodal* = Erbsitz, Heimat, bezeichnete also offenbar vor allem Großgrundbesitzer. Matte, wahrscheinlich mit „mähen“ zusammenhangend, ist die schweizerische, Aue ursprünglich die schwäbische, Wiese die rheinische Bezeichnung für denselben Begriff. Ähnlich ist der Anger. Geest wird das unfruchtbare, hochgelegene Land in Hannover und Jütland genannt. Marsch (vergl. fr. *marais* = Sumpf) = (am Meer gelegene) „fruchtbare Niederung“ ist jedenfalls mit Meer (lat. *mare*) verwandt. Das auch als Eigename gebrauchte Werder, auch Werth und Wörth, bedeutet Uferland, Insel oder Halbinsel. Forst ist wahrscheinlich vom mittellat. *forestis* (Bannwald) abzuleiten. Daß besonders sehr viele Namen für Kulturpflanzen auf lat. Benennungen zurückgehen, ist schon auf Seite 208 u. f. ausgeführt worden. Ähnlich ist es mit der Bezeichnung vieler Tiere. Eine starke Umgestaltung hat z. B. das Wort Pferd erfahren, das sich aus lat. *paraveredus*, eigentlich = Nebenwagenzieher, besonderes Postpferd, entwickelt hat. Aus

dem mittellat. *parifredus* (vergl. fr. *palefroi* = Paradepferd, Zelter) entstand — etwa vom 8. Jahrhundert an — *parafrid*, *parevrit*, *pherfrid*, *pferfrit* (Lautverschiebung), *pferift*, *pferit*, *pfärt*, *pferdt*, *pfert*.

Die größtmögliche Steigerung des Laufes eines Pferdes heißt „*carrière*“. Das Wort kommt von *carrus* = Wagen und bezeichnete ursprünglich die Fahrstraße, die Rennbahn für Wagen. Dies ist dann auf die Laufbahn eines Beamten oder Offiziers übertragen worden. *Spornstreichs* bedeutet plötzlich, so schnell wie ein durch einen Streich der Sporen angetriebenes Pferd. Aus dem *Stegreif* = Steigbügel [man vergleiche Parzival S. 71] dichten, reden, wenden wir an, wenn jemand unvorbereitet ein Gedicht macht oder eine Rede hält. Aus dem *Stegreif* traf eigentlich ein Ritter seine Anordnungen, wenn er, zurückgekehrt, schon die nötigen Befehle erteilte, bevor er nur den Fuß aus dem Bügel zog, also auch nicht lange Zeit gehabt hatte, diese Anordnungen lange zu überlegen. Hat der Hufschmied beim Beschlagen des Pferdes einen Nagel nicht durch den hornigen, sondern durch den weichen Teil des Hufes getrieben, so ist das Pferd vernagelt und muß hinken. Ist jemand vernagelt, so geht es wie bei einem vernagelten Pferd mit ihm fast nicht vorwärts. [Ein buchstäbliches Vernageln fand früher bei Kanonen statt, indem ein Nagel ins Zündloch geschlagen wurde, um sie unbrauchbar zu machen.] Von einem, der an einer Prüfung gut Bescheid weiß, sagen wir, er sei gut beschlagen. Mischlinge von Weißen und Schwarzen nennt man Mulatten, nach span. *mulato* = junges Maultier. „*Kapriolen* [Kabriolen] machen“ leitet sich her von lat. *caper*, it. *capra* = die Ziege, *capriola* = Bockssprung. Eigentlich ist die Kapriole ein Luftsprung. Wenn Kinder Kapriolen machen, so denken wir zunächst an ihre närrischen Sprünge und drolligen Gebärden. Einen Sündenbock nennen wir den, welchem andere ihre Vergehen aufbürden, so daß er dafür büßen muß. Der Ursprung des Wortes führt uns Jahrtausende zurück auf die Stiftung des großen Versöhnungsfestes während des Zuges der Israeliten durch die Wüste. Durch den Hohenpriester wurden in feierlichem Gottesdienst die Sünden des Volkes auf zwei Böcke übertragen, Der eine derselben wurde dann sofort geopfert und der andere als Sühnopfer gegen Dürre, Mißernte und Krankheit in die Wüste getrieben, wo er natürlich zu grunde ging. So mußten eigentlich die zwei Böcke — die Sündenböcke — für das ganze jüdische Volk büßen. „Zu

Paaren treiben“ ist wahrscheinlich entstanden aus: wie das Vieh zum Barren treiben, wo es angebunden wird und sich allem fügen muß. „Märzschafe“ sind schwache, zur Zucht untaugliche und darum auszuscheidende Schafe; daher „ausmerzen“ überhaupt = „als untauglich ausscheiden“. Neuerdings wird diese Ableitung abgelehnt und das Wort an „merken“ angeschlossen, wovon merkezen, merzen Verstärkungsbildung sei. Die Bedeutung wäre dann: „zum Schlachten oder zum Verkauf mit einem Merkzeichen versehen“. Diese Erklärung wird durch eine Reihe ähnlicher Bildungen gestützt. So ist blitzen = blickezen, d. i. häufig aufleuchten, „lechzen“ = lechezen eigentlich vor Trockenheit [Lecksein] auseinanderspalten, „schluchzen“ = öfter die Schluckbewegung machen, „schmatzen“ = schmaktezzen“ [mit Wohlbehagen schmecken, kauen], „seufzen“ = häufig die Bewegung des Saufens, des Atemeinziehens ausführen, „ächzen, krächzen“ = öfter den Laut „Ach!“ und den des Krachens hervorbringen, „jauchzen“ aus juchezen [= wiederholt den Jubelruf „juchhe!“ hören lassen], „hunzen, verhunzen“ = verhundsen [wie einen Hund behandeln], „grunzen“ = grunnazen [gröhrende, d. i. tiefe Töne von sich geben], „blinzen“, = blindsen [wie geblendet die Augen schließen und öffnen]“. Nach Wilke.

Bei der Redensart: „er hat seine Schäfchen ins Trockne gebracht“ werden von den einen Sprachforschern die Schäfchen als (ndd.) Schepken, d. h. Schiffchen, von den andern als wirkliche Schäfchen aufgefaßt. Nach der ersten Auslegung hätte es den Sinn: seine Boote, nachdem man von einem erfolgreichen Fischzug zurückgekehrt ist, ans sichere Land ziehen, um sich so bei einem allfälligen Sturm vor Schaden zu bewahren; nach der zweiten Auffassung dagegen handelt es sich um wirkliche Schäfchen, z. B. kurz zuvor geschorene, die man vor Nässe zu schützen sucht, weil sie sonst draufgehen.

Mit dem Hahn ist jemand verglichen, wenn man von ihm sagt: ihm schwilkt, wächst der Kamm. Mit dem Wort Cocardé von coq bezeichnete man, an die Gestalt des Hahnenkammes denkend, die Hut- oder Bandschleife, welche — von bestimmter Farbe — von jemandem* als Partei- oder Nationalzeichen getragen wurde. Der Hahn ist das Sinnbild der Wachsamkeit, und dem Wächter, damit er alles überschauen kann, gebührt der höchste Standpunkt. Es lag nahe, das Bild des Hahnes, als Tages- und Wetterverkündigers, an den höchsten Spitzen eines Gebäudes als Wetterfahne anzubringen, so namentlich auf Kirch-

türmen, mit Anspielung auf das geistliche Licht, das von der Kirche ausgeht. Jemanden den „roten Hahn aufs Dach setzen“ ist dagegen wohl auf die Gaunerzinken zurückzuführen. Die Mordbrenner des 16. und 17. Jahrhunderts bezeichneten, wie es scheint, die Gebäulichkeiten, welche sie anzuzünden beabsichtigten, durch einen mit Rötel gezeichneten Hahn. Wenn man von jemandem sagt, er verstehe weder „giks noch gaks“, so ist damit auf das Schreien und die Dummheit der Gänse angespielt, die man Giggags oder Gikgaks nennt. Wenn wir vor Kälte oder Schreck plötzlich zusammenschaudern, so bekommen wir die „Gänsehaut“, d. h. die Haut wird dann derjenigen einer gebrühten oder gerupften Gans ähnlich. [Unsere Vorfahren scheinen nicht gerade die ordentlichsten Lagerstätten gehabt zu haben; denn die Diener mußten der Herrschaft oder den Gästen, nachdem diese geruht hatten, die Federn von den Kleidern lesen. Wen man nicht genügend achtete, dem las man sie nicht ab, d. h. man machte nicht viel „Federlesens“, also keine Umstände mit ihm.]

Der Affe, der bei den alten Deutschen als ein dummes Tier galt, ist schon im Mhd. das Sinnbild für einen Narren. „Er hat einen Affen“ bedeutet also: infolge Trunkenheit benimmt er sich wie ein Affe. Ein Schlaraffe, mhd. slûraffe (aus mhd. slûr = Faulenzer, und -affe = Tor), ist ein üppig lebender, faulenzender Narr. „Maulaffe“ ist wahrscheinlich als Bezeichnung für einen in dummer Verwunderung oder Erwartung mit aufgesperrtem Maule gaffenden Menschen entstanden.

Der Hund ist in der Sprache kein geachtetes Tier. An den „Hundstagen“, vom 24. Juli bis 23. August, ist er zwar unschuldig; denn diese werden so genannt, weil sie vom Hundstern oder Sirius regiert werden; aber wir wenden seinen Namen sonst in verabscheuungswürdigem Sinne an: es ist Hundewetter, es ist mir hundmiserabel, er ist hundemager, ein hundsgemeiner Kerl, ein Lumpenhund (gemeinste Lump). Wir sagen, daß einer arbeiten müsse wie ein Hund und daß jemand ein Hundeleben führe. Wenn einer „auf den Hund kommt“, so ist er mit seinen Mitteln zu Ende, wie einer, der ursprünglich mit einem Pferd herumgefahren ist und sich nun mit einem Hundefuhrwerk behelfen muß. Zynisch (vom griech. kynikos = hündisch) nennt man einen ungesitteten schamlosen Menschen; ein Zyniker ist ein Hündischer = Hundephilosoph. (Dies war der Spottname für eine von Antisthenes gestiftete Sekte griechischer Philosophen, denen nichts Natürliche unanständig galt.)

Ausdrücke des Schimpfes. Ein Hundsfott — gemein wie eine läufige Hündin — läßt alles mit sich machen. Als Schimpfwörter brauchen wir auch die Bezeichnung „Hund“ überhaupt; Verstärkungen davon sind z. B. Himmelhund, Sauhund und Laushund. Als Lehnschimpfwort hört man dann und wann auch Canaille (von *canis* = der Hund) = Hundepack verwendet. Es ergibt sich daraus schon, daß Hund nicht nur im Deutschen ein Schimpf ist, sondern daß z. B. die Italiener mit ihrem „cane“ und die Franzosen mit ihrem „chien“ ebenso meisterlich umzugehen wissen [cane, figlio d'un cane, can traditore, can rinnegato; chien, un chien de musicien, un travail de chien]. Wenn wir übrigens dazu aus einer von A. Moesli verfaßten Reiseschilderung vom heiligen Land von der tripolitanischen Jugend (Tripolis in Syrien) vernehmen: „Die Gassenbuben bildeten einen langen Zug hinter uns drein und sangen nach dem Rhythmus ihrer klatschenden Hände: „Fremder Hund, Italiener Schwein, fränkischer Affe!“, so können wir daraus entnehmen, daß man auch anderswo über einen schönen Vorrat verfügt. Setzen wir noch etwa Bock (eigensinnig wie ein Ziegenbock), Kalb, Kuh, Ochs, Rindvieh, Esel und Kamel dazu — wovon die beiden letzten im Morgenlande geachtet sind — so mag dann der Vollständigkeit ziemlich Genüge getan sein. „Sein Vater machte einen großen Esel und er einen großen Bock,“ antwortete einst Friedrich der Große einem etwas naiven Offizier, als sich dieser bei der Manöverkritik entschuldigen wollte, daß er einen großen Bock gemacht habe. Drache und Gans sind Frauenvorrechte; mit Range (= brünstiges Schwein) bezeichnet man eine fast ausgewachsene, wilde Person; Kröte wird vorwiegend für Kinder angewendet. Es stehen aber auch noch stärkere Mittel zur Verfügung, die entweder für sich allein oder zur Verstärkung der oben erwähnten „Ehrenbenennungen“ verwendet werden. Die in einzelnen Gegenden mundartlich noch ziemlich viel angewendeten Ausdrücke „Chog“ und „Chaib“ bedeuten eigentlich das „Aas“, und haben also im Grunde genommen den Sinn, daß die betreffende Person oder Sache so verabscheungswürdig sei wie Aas oder auch, daß der Benannte sofort verenden und zu Aas werden möge. Eine ähnliche Bedeutung hat das Wort Luder, mit dem man ursprünglich den von den Jägern als Lockspeise hingeworfenen tierischen Leichnam bezeichnete. Auf Menschen übertragen will es besagen, sie seien wert, den Bestien zum Fraße zu dienen. Auch Schelm bedeutete einst „toter Körper, Aas“. Es sind selbstverständlich diese Ausdrücke schon

deshalb nicht so wörtlich zu nehmen, weil überhaupt die wenigsten ihren Sinn kennen; außerdem ist natürlich die Ausdrucksweise bei einem solchen Gefühlsausbruch noch keineswegs ein Maßstab für den sittlichen Gehalt des Menschen.

Auch der „Donner“ und der „Hagel“ werden zur Verstärkung herangezogen. Im Grunde genommen hat das Wort in diesem Zusammenhang die Bedeutung: möchte es doch zu donnern und zu hageln beginnen und alles, was ich wünsche, zusammenschlagen. Gewiß ein kräftiger Wunsch. Aber es gibt andere Ausdrücke, die viel anständiger scheinen, in ihrem Sinne jedoch viel ärger sind. Oder wer denkt daran, daß der ziemlich unschuldig aussehende Ausruf: „Potz Tausend!“ wahrscheinlich nichts anderes heißt als: „Gottes tausend Teufel mögen dich holen!“ Wahrscheinlich ist auch der Ausdruck: „Ei, der Tausend!“ die Umwandlung von: „Ei, der Teufel!“ „Potz Blitz“ bedeutet nichts weniger als: „Gottes Blitz möge dich erschlagen!“ Brauchen wir die Wendung: „Da möchte doch bald dieser und jener dreinfahren“, so ist damit der Teufel in höchst eigener Person gemeint, daß er komme und das, den oder die hole. Die gleiche Bedeutung hat vermutlich: „Hols der Kuckuck!“ oder „Hols der Henker!“ (der Hinker = der Teufel). [Auch nicht viel edler ist die Redensart: einen ins Pfefferland wünschen. Gemeint ist Cayenne, das ein sehr ungesundes Klima hat, so daß die Europäer bald wegsterben. Also hat die Wendung den Sinn: einem ein baldiges Ende wünschen.]

An Stelle der schlechten Mächte werden häufig auch die guten zu Hilfe gerufen. Oft werden jedoch dann ihre Namen verändert, weil die religiöse Scheu sie nicht entweihen will. Statt „Herrgott Sakrament“ (entstellt aus sacramentum, d. i. Christi Leichnam) wird gesagt „Sapperment“; sackerlot und sapperlot gehen zurück auf fr. sacre nom de Dieu; in ähnlicher Weise wird auch Jesus zu: O Je, Herrje, O Jeses, Herrjeses, O Jemine oder O Jerum umgeändert.

Die Grundbedeutung dieser Schimpfwörter und Gefühlausbrüche ist also eigentlich die einer Hilfeleistung. Der Beschimpfte soll in den Augen anderer herabgesetzt werden, damit man seine Reden und Handlungen weniger hoch einschätzt, ihnen keine Bedeutung beimesse, ja sie mißachte. Dadurch beabsichtigt oder hofft der Schimpfende, seine Stellung bei den Mitmenschen zu verbessern und sich dafür einer größern Wertschätzung zu erfreuen. Durch Beschwörungsformeln werden dann, wie vorher erwähnt, noch überirdische Mächte zu Hilfe

gerufen. Für diejenigen, denen die Form die Hauptsache ist, wird freilich die Wendung: „Gott mit *uns*“, einen ganz andern Sinn haben als die Redensart „der Teufel soll *ihn* holen“; inhaltlich ist der Unterschied vielleicht doch nicht so groß, wie es bei oberflächlicher Überlegung scheint. Durch die Schimpfreden soll dem Beschimpften auch zum Bewußtsein gebracht werden, daß man von ihm zugefügte Kränkungen nicht ungestraft hinnehme; dem kläffenden Hunde gleich will der Schimpfende dem Gegner durch sein Knurren noch etwas Furcht und Achtung abnötigen, oder dann doch wenigstens durch die derben Kraftausdrücke seiner übeln Laune Luft verschaffen.

Da „Kleider Leute machen“ wird häufig die Art der Bekleidung als Grundlage zur Beschimpfung gewählt. Außer „Hallunke“ (nackter Bettler) seien hier noch Lump (Lumpenkerl) = ein mit Lumpen, und das mundartliche „Fötzel“ = „ein mit Fetzen Bekleideter“ angeführt. Lümmel, älter Lümpel, ist vielleicht von Lump abzuleiten; „Filz“ bezeichnet eigentlich einen Bauern in groben Filzkleid.

Auch die Namen von Gerätschaften, die sich in irgend einer Hinsicht mit einem menschlichen Wesen vergleichen lassen, sind zu Schimpfwörtern oder Spottbezeichnungen geworden. „Plaudertasche, Kratzbürste, Reibeisen, Sauertopf, alte Schachtel“ sind solche vorwiegend auf das weibliche, „Pinsel, Flegel, Bengel, Knot (Knotenstock, eigentlich aber aus der Studentensprache aus ndd. *genôte* = Genosse)“ auf das männliche Geschlecht angewendete „Ehrennamen“, die besonders bestimmte Charaktereigentümlichkeiten hervorheben. Galgenstrick will natürlich besagen, daß jemand den Strick für den Galgen verdiene. Durch andere Benennungen wird namentlich die Geistesverfassung des Beschimpften qualifiziert. Er ist ein Narr, ein Verrückter, ein Dummkopf, ein Schafskopf, ein Lotter, (mhd. *loter* = Taugenichts, verwandt damit „lotterig“, eigentlich locker, in der Bedeutung von leichtsinnig). Spitzbube = hinterlistiger, schlechter Mensch, auch „Dieb“, ist eine Zusammensetzung aus „spitz“ = fein, listig und „Bube“, mit dem man nun einen gemeinen, zuchtlosen Menschen bezeichnet. Unser mundartliches Lappi = ungebildeter, dummer „Kerl“ ist von „lappen“ gebildet. Es will besagen: fressen wie ein Hund, der dabei die Zunge zwischen den Zähnen zeigt (vergl. Milch läppern). Ein Löli oder Löl (von *lali* und dieses von *lalen*, vergl. *lallen*) ist ein Blödsinniger, der wie ein kleines Kind nur la-la hervorzubringen imstande ist.

Kamuff wird bei uns namentlich euphemistisch für Kamel gebraucht; es stammt aus dem hebr. châñêf und hat eigentlich den Sinn von Heuchler.

Ein Schlingel (älter nhd. Schlüngel) ist der ursprünglichen Wortbedeutung nach ein Schleicher (von slingan = schleichen, wovon auch Schlange), ein Trottel einer, der immer im gleichen Trott einhergeht.

Gröbere Schimpfnamen, den Auswurf der Menschheit bezeichnend, sind Schuft (= nd. schûf ût = stoß aus) und Schurke, aus ahd. scurgan (vergl. mundartlich schürge) = stoßen, forstoßen, verstoßen, also eigentlich der Verstoßene. „Ein abgefeimter Schurke“ ist ein solcher, bei dem alle die Gesinnung verratenden, verdächtigen Unreinigkeiten abgeschöpft sind; denn Feim (engl. foam) = Schaum. (Vergl. dazu aus dem Sihlsee von Meinrad Lienert: Und wien äs Lüftli chunt cho fäume Äs Morgenäbeli dervo).

Sehr häßlich ist das mundartliche Schimpfwort „Siech“, eigentlich ein Kranker [im Mittelalter Siechenhaus = Krankenhaus namentlich für solche, die mit ansteckenden Krankheiten behaftet waren, z. B. Siechenhaus bei St. Jakob an der Birs]. Zum gleichen Stamm gehört auch Seuche, sowie Sucht = Krankheit. Dieser Sinn tritt in Schwindsucht, Wassersucht, Gelbsucht, fallende Sucht noch deutlich hervor, unbestimmter z. B. in Trunksucht, Genußsucht, Selbstsucht.

Beschönigungsreden und Umschreibungen. Während im heftigen Gefühlsausbruch bisweilen sehr derbe Ausdrücke nicht unterdrückt werden, kann man in der gewählteren Sprache eher das Gegenteil beobachten; denn in dieser ersetzt man die für gewisse Handlungen, Zustände und Vorgänge Anstoß erregenden Wörter und Wendungen durch „anständigere und schönere“. Die Gründe hierfür sind teils Zartheit der Empfindung, teils Rücksicht auf andere, teils Ehrfurcht und heilige Scheu vor der Entweihung erhabener Dinge durch unnützen Gebrauch. So werden, wie schon erwähnt, nicht nur die Namen Gott, Jesus und Teufel vielfach nicht oder nur entstellt angewendet, sondern auch die Ehrfurcht vor dem Tode hat für das Sterben die verschiedenartigsten Ausdrücke geschaffen. „Seine Seele fliegt zum Himmel, entseelt sein, abscheiden, den Weg alles Fleisches gehen, durch den Tod erlöst werden“ sind solche, die auf die katholische Kirche des Mittelalters und auf die Mystiker zurückgehen. „In die Ewigkeit abrufen, zu Staub, zu Erde werden, den Kampf der Leiden auskämpfen; in ein besseres Jenseits,

in die ewige Heimat, in den Himmel, in Abrahams Schoß eingehen, zu seinen Vätern versammelt werden“ sind namentlich durch die Bibel und den Protestantismus hervorgerufen. Beigefügt seien dazu noch die Ausdrücke: „er hat ausgehaucht, ausgelitten, vollendet, es überwunden, überstanden, er ist nicht mehr (unter den Lebenden); der Tod hat ihn uns geraubt oder entrissen“. In den Wendungen: „das Lebenslicht ausblasen, den Lebensfaden abschneiden, den Geist aufgeben, entschlafen, entschlummert sein“ (der Tod als Bruder des Schlafes) wirken die antiken Anschauungen ein. Dichterisch sind die Worte: „Sein letztes Stündlein hat geschlagen, Freund Hein hat ihn abgeholt, seine Uhr ist abgelaufen, wenn mir was Menschliches begegnet, so muß er statt deiner erblassen, so muß der Freund mir erbleichen“. Von den verschiedenen Berufsarten sind herübergekommen: „Der Matrose läuft in den Hafen ein, der Totengräber fährt in die Grube, die Waschfrau hat ausgerungen, der Beamte wird in eine andere Welt versetzt, der Anwalt tritt vor einen höhern Richter, der Gelehrte gibt den Geist auf, der Pfarrer segnet das Zeitliche, der Soldat bleibt auf dem Platze oder wird vermißt, der Gesandte wird abberufen. (Nach Weise, Ästhetik der Muttersprache.) In der Volkssprache macht man kürzern Prozeß: der Verstorbene hat ins Gras gebissen, ist zur großen Armee abberufen worden, ist abgekratzt, abgefahren, draufgegangen, „es hätt en g’na, es hätt en putzt, er ist verr“

Wie ganz anders ist der sprachliche Ausdruck, wenn etwas nicht mit den Augen der Gleichgültigkeit oder gar des Hasses, sondern mit denen der Anteilnahme oder der Liebe betrachtet wird! Dann ist einer kein „Süffel“ und „sauft nicht wie ein Loch“, sondern er ist höchstens ein „Trinker“, und er „trinkt gern“, er kann die vollen Gläser nicht leiden oder hat die Leber auf der Sonnenseite. Er ist nicht knülle, nicht toll und voll, hat nicht einen Satan oder einen Siech, sondern er hat nur eine Kiste, schief oder schwer geladen, ist benebelt, beduselt, angeheitert, angesäuselt, berauscht, mißt die Straße, hat Öl am Hut, runde Füße, einen Spitz, einen Affen; denn er hat zu tief ins Glas geschaut, ein Glas über den Durst getrunken, des Guten zu viel getan.

Erstaunlich erfindungsreich ist das Volk in seinen Gleichnissen für Schläge. Es wird einer geschlagen (grün und blau), ausgehauen, geprügelt, ausgeklopft, durchgeblaut, ausgeschmiert, versohlt, ausgewichst, durchgewalkt, vermöbelt. Man bürstet ihn aus, kämmt oder striegelt ihn, wischt ihm eins aus, salzt

oder brennt ihm eins auf, schreibt ihm mit den Fingern die zehn Gebote ins Gesicht oder pflanzt ihm mit der Faust ein Vergißmeinnicht in dasselbe, oder auch, man gibt im Prügelsuppe oder ungebrannte Asche zu kosten, wascht ihm den Pelz aus oder gerbt ihm das Fell. Das „Opfer“ erhält eine Maulschelle (ahd. scellan, mhd. schellen = schallen) d. h. einen schallenden Schlag aufs Maul, es bekommt ein Ohrfeige (Umbildung von niederl. oorveeg = Streich aufs Ohr; veeg (verwandt mit fegen) = Streich, Hieb), oder kriegt Schläge, daß es notwendig ist, daß es vorher seine Knochen numeriert, die es dann im „Schnupftuch“ nach Hause tragen kann. Der „Fall“ wird aber auch dann nicht immer sehr schwer genommen, ja bisweilen sogar humoristisch abgetan, wie z. B. von jenem Knaben, der auf die Frage, warum er eine geschwollene Backe habe, die Antwort gab, das sei weibliche Handarbeit, oder von einem andern, der meinte, das komme ihm spanisch vor, als ihn der Lehrer mit einem spanischen Rohre durchwalkte.

Was kümmert mich, was hinter mir geschieht, sagte ein dritter, als er Schläge kriegte. Auf den Allerwertesten, d. h. den Körperteil, wo der Rücken aufhört, einen anständigen Namen zu führen, hätte sich Heine ausgedrückt.

Vom menschlichen Körper. Da das feinere, gesellschaftliche Leben verlangt, daß alles Anstößige in der Rede vermieden werde, geht es natürlich nicht an, solche Dinge mit ihrem einfachen Namen zu benennen. Ein anständiger Mensch hat kein Maul, eine Schnauze, oder gar Schnorre oder ein Läff, sondern einen Mund oder gar ein Mündchen. Selbstverständlich sind mit den verschiedenen Bezeichnungen auch begriffliche Unterschiede verbunden. So geht es z. B. wohl kaum an zu sagen „Maulschelle“; dagegen ist der mundartliche Ausdruck „Müntschi“ sehr bezeichnend gewählt. Daß Mund poetischer ist als Maul scheint man übrigens auch im Mittelalter schon gewußt zu haben.

Kuster mich? wol tûsendstunt:
Tandaradei,
Seht wie rôt mir ist der munt,

hat Walther von der Vogelweide in seinem Liede „Unter der linden“ gedichtet. Als zweites bekanntes Beispiel seien noch Grind, Schädel, Kopf und Haupt angeführt. Daß das in der bessern Sprache verpönte mundartliche Grind auch seine Begründung hat und für den bestimmten Fall viel charakteristischer ist, beweist uns der „herte Schwyzergring“ in Rein-

härt's Gedicht: „Und was ig ha vo heime“ (Seite 131). Übrigens ist Kopf seinem Ursprung nach wohl kaum ein vornehmeres Wort. Man leitet es ab von lat. *cupa* [noch erhalten in Kufe, Küfer, ferner Kuppe, Koppe, Kuppel] = Gefäß. Ahd. *chupf*, *chopf* hat dann die Bedeutung angenommen: hohlrundes, kugel- oder halbkugelförmiges Trinkgefäß, Becher [vergl. Tassenkopf, Pfeifenkopf, Schröpfkopf]. Diese Bezeichnung konnte auf die Hirnschalen übertragen werden, weil einst die Schädel erschlagener Feinde und auch die von Heiligen von unsren Vorfahren als Trinkbecher benutzt wurden. Noch im Mhd. sagte man *hirnkoph* im Sinne von Hirnschale, welche Bedeutung ursprünglich wohl auch das Wort *Hirn* selber hatte [verwandt mit griech. *kranion*, it. *il cranio*, fr. *le crâne*]. Das ältere deutsche Wort für Kopf war *Haupt*, ahd. *houbit*, mhd. *houbet*, *haupt*. Oft meint man damit auch den Menschen selbst: „Er zählt die Häupter seiner Lieben, Und sieh', ihm fehlt kein teures Haupt.“ Da es das Wichtigste bezeichnet, wird es in diesem Sinne auch noch auf anderes übertragen: *Hauptsache*, *Hauptgrund*, *Hauptfehler*, *Hauptmann*, *Haupt* der Familie, der Partei. Auch das Vieh wird vielfach nach Häuptern gezählt. Verkauft man bei einem Viehhandel die ganze Herde ungezählt, so war das ein Handel über *Haupt* (entsprechend dem Warenhandel en bloc). Bei uns nennt man ihn so, wenn das Stück Vieh nicht auf Gewicht verkauft wird. Daraus ist das Umstandswort *überhaupt* = „alles in allem genommen, im ganzen“ entstanden. Das *Besthaupt* war das beste Stück beweglicher Habe, meist ein Stück Vieh, das beim Tode eines Leibeigenen seinem Herrn zufiel. — „Auf Gefäß“ = Kopf [*Haupt*] führt uns die Redensart zurück: „Feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln“. Noch jetzt kann sich nicht jeder osteuropäische Bauer einen eigenen Backofen leisten. Der Ärmere backt vielmehr in folgender Weise: „Er macht auf dem Herde oder auf einer Steinplatte ein Feuer an, läßt es herunterbrennen, schiebt die glühenden Kohlen weg, legt auf die heiße Stelle den Teig, stülpt eine Schüssel darüber und häuft nun Kohlen auf die Schüssel. In dieser Weise pflegen auch die Fellachen in Palästina zu backen. Bedenken wir, daß wir hier sicherlich eine der ältesten Arten des Brotbackens vor uns haben, daß ferner die hierzu verwendete Schüssel lat. „*testu*“, [rumänisch „*tzest*“] heißt, das mit seiner Nebenform „*testa*“ [fr. *tête*] zunächst die Hirnschale, das Hohlgefäß des urzeitlichen Menschen und Vorbild der irischen Schüssel, bezeichnet, so werden wir wohl nicht fehlgehen,

wenn wir jene biblische Metapher von der beschriebenen Art, das Brot zu backen, herleiten.“ (H. Tiktin, Germ.-roman. Monatsschrift II, S. 248). „Feurige Kohlen auf jemandes Haupt sammeln“ würde also zunächst bedeutet haben: ihn bei dem schwierigen Geschäft des Brotbackens unterstützen, ihm also wohl tun. (Aus Wilke, Deutsche Wortkunde). Wie einst die Hirnschale als Trinkgefäß diente, so verwendete man in älterer Zeit die Gliedmaßen als natürliche Maßeinheiten: Elle [etwa 45 cm; bei uns auf 60 cm festgesetzt], Fuß [ca. 30 cm], Spanne [Breite einer ausgespannten Hand, etwa 22 cm], Schritt [etwa 74 cm].

Man mache Raum — er nehme seine Weite,
Wie's Brauch ist — achtzig Schritte geb' ich ihm —
Nicht weniger, noch mehr.

Mit Fäden bezeichnete man das Maß für beide ausgestreckte Arme, etwa 1,50—1,85 m; für andere Zwecke nannte man es Klafter. Unbestimmte Maße ähnlicher Art sind: um Kopfeslänge, Hand-, Fuß- oder Fingerbreite, Seh- und Hörweite. Natur und Dinge personifizierend, sprechen wir von Berghäuptern, Bergkuppen und Bergrücken, von Bergnasen, sowie vom Fuß der Berge, von Talsohlen, von einem Scheitelpunkt, vom Zahn der Zeit, von einem Augenblick, vom Schlund der Wasser, von einem Schiffsrumph und Schiffskörper, vom Busen der Natur, von einer Fensterbrüstung, von einem Flussknie, einer Landzunge und einem Meeresarm, von den Schenkeln eines Winkels, von Stuhlbeinen, Flaschenbäuchen und Flaschenhälsen. — Auf die früher viel mehr verwendete Gebärden sprache weisen hin: die Hände über dem Kopfe zusammenschlagen, ein Auge zu drücken, durch die Finger sehen, eine Nase drehen, eine lange Nase machen, auf etwas pfeifen, die Hand aufs Herz legen, sich vor jemandem bekreuzigen. Gebärde stammt wie Bahre [= Gestell zum Tragen], Bürde [= schwer zu Tragendes, Last], -bar [fruchtbar = Frucht tragend, urbar = Ertrag gebend], sowie „sich gebaren“ [= sich betragen], vom ahd. Verb bēran = tragen. Es bezeichnet die Art und Weise, wie sich jemand trägt, besonders sein Gesichtsausdruck und die Haltung seines Körpers. Aus diesen äußern Merkmalen schließt man auf den Charakter und das geistige Leben eines Menschen. Es trägt einer den Kopf hoch, lässt ihn hängen, senkt, neigt oder schüttelt das Haupt, macht ein langes Gesicht, sperrt Mund und Augen auf, ist halsstarrig, stierennackig, verschnupft [eig. einer der den Schnupfen hat], atmet auf, wirft sich in die

Brust, sieht einen andern über die Achsel an, tritt ihn mit Füßen, ist zugeknöpft, offenherzig, hat das Herz auf der Zunge, macht keine großen Sprünge.

Erschrecken bedeutet zunächst emporspringen wie eine Heuschrecke [= Heuspringer, von mhd. schräcken = aufspringen]; schaudern heißt eigentlich sich schütteln; beklossen ist jemand, wenn es ihm klamm [vergl. Klemme] oder angst, d. i. eng ist; beim Zornigen sind die Gesichtszüge verzerrt [Zorn von mhd. zern = zerren]; der Empörte richtet sich empor. Nach dem Volksglauben sind die Gemüteigenschaften vom Blute abhängig: eine Nachricht macht böses Blut, es ist in jemandem keine gute Ader, es ist einer heißblütig oder kaltblütig. Da von der richtigen Verteilung der Feuchtigkeit im Körper das Wohlbefinden abhängt, so nennt man einen des Humors, d. h. der Feuchtigkeit [vergl. it. umore, fr. humeur], Ermangelnden einen trockenen Menschen. Ein dichterisch Beanlagter hat eine poetische Ader.

Geistige Fähigkeiten. Als solcher wird er meist nicht nur „nach allen Regeln der Kunst“ dichten, d. h. nach der Sing- und Reimordnung [Tabulatur] der Meistersinger, sondern die Dichtung wird der Ausfluß seiner Persönlichkeit sein. Kunst, von mhd. kunnen = „kennen, wissen“ und später auch „imstande sein, vermögen, können“, hat in der ältern Sprache die Bedeutung „Kenntnis, Weisheit“. Erst später erhielt es den jetzigen Sinn von Geschicklichkeit und höchstem Können. Wissen ist mit dem lat. vidēre = „sehen“ verwandt, Darnach könnte man also etwas nur wissen, wenn man es gesehen hat. Witz hat im Grunde genommen derjenige, der gut zu sehen vermag. Jetzt meint man damit, daß einer mit einem Schlag auch entfernt liegende Dinge aufeinander zu beziehen und das ihm Eingefallene auf angenehme Art zu sagen wisse. Zu „wissen“ gehört wahrscheinlich auch „weise“ = verständig, erfahren, kundig. Weissagen, ahd. wi ZZago = Prophet, von wissen abzuleiten, bedeutet: etwas voraussehen und es sagen. „Einem einen Verweis geben“ hat eigentlich den Sinn: einen auf etwas hin ansehen und ihn daher tadeln. Die Doppelform zu dünken = „scheinen“ ist denken, eig. „scheinen machen“, also bewirken, daß etwas vor unserm Geiste erscheint. Der „Gedanke“ ist etwas „Gedachtes“. Mit danken, das ebenfalls zu denken gehört, meinen wir vor allem, einer Wohltat gedenken. Mit denken sinnverwandt ist sinnen = mit forschendem Geiste seine Gedanken in bestimmter Richtung betätigen. Die Urbedeutung ist ähnlich

wie bei senden die, „daß es sich um ein Ziel handle“. Der Zweck der Sinne ist, uns mit der Außenwelt in Verbindung zu setzen. „Besonnen“ nennen wir einen, wenn er infolge der Kraft seiner Sinne richtig zu urteilen und handeln versteht; „verständig“ ist, wer mit Verstand redet und handelt, „gescheit“, wer mit demselben scharf zu scheiden weiß. Ähnlich ist der ursprüngliche Sinn von bescheiden. Baumgartner, in Schillers Tell ist nach heutiger Auffassung nicht ein bescheidener, sondern ein kluger Mann. „Bewandert und erfahren“ heißt im Grunde genommen einer, wenn er weit herumgewandert oder gefahren ist, „gerieben, geschliffen, glatt“, wenn das Leben, das an ihm Anstoßerregende abgerieben oder abgeschliffen hat, „gewandt“, wenn er vom Schicksal in alle Lebenslagen gewendet worden ist und sich nun auch in allen zu wenden versteht. Was nur einmal gefaltet ist, also dem Auge nicht viel verheimlicht, ist einfältig. Da das Falsche, Heuchlerische in der Welt meist eher zu Erfolg führt und angesehener ist, so hat dann einfältig den Sinn von geistig beschränkt angenommen. Blöde wurde wohl ursprünglich von durchgeriebenen Stellen gesagt. Listig, auf die Wurzel lis = „wissen“ zurückgehend, verwandt mit Leisten und Geleise, bedeutet wahrscheinlich, das Geleise, den Weg kennen, der zur Erreichung eines bestimmten Ziels am geeignetsten ist. Der Sinn wäre demnach ganz ähnlich wie derjenige von routiniert. Hat sich einer viel in etwas bewegt, so wird er „gewiegt“; ist einer mit Schlauheit durchzogen, so nennt man ihn durchtrieben.

Rechtspflege. Wir wenden das Wort besonders von Geschäftsleuten und Advokaten an. Diese, von lat. *advocare* = anrufen, also die Angerufenen, sind die Sachverwalter bei Streitfällen. Sie haben für ihre Klienten, eigentlich die Hörigen (lat. *cluere* = hören), zu reden; sie konnten einem das Wort reden und einen zur Rede stellen. Der ursprüngliche Sinn von Sache = „Rechtssache, Streit“ ergibt sich noch aus den Ausdrücken „in Sachen, Strafsachen, Widersacher“. In andern Wendungen ist die ursprüngliche Bedeutung schon mehr verblaßt: zur Sache, das tut nichts zur Sache, das ist meine Sache, er macht seine Sache gut, das ist eine böse Sache, was machst du für Sachen? Häufig werden die Akten von Rechtsstreitigkeiten auf die lange Bank geschoben. Der ursprüngliche Sinn ist wohl, daß die Akten von Prozessen, die nicht sofort erledigt werden konnten, vom Gerichtstisch weggenommen und auf eine lange Bank oder

einen Nebentisch gelegt wurden. Dafür, daß es an vielen Orten jedenfalls eine sehr lange Bank brauchte und es Jahre ging, bis ein auf die Seite gelegter Prozeß erledigt wurde, haben wir ein Beispiel am Reichskammergericht in Wetzlar, bei dem 1772 die Zahl der anhängigen Prozesse über 60,000 betragen haben soll. Urteilen bedeutet eigentlich „das Recht austeilen“. Ordal, Mehrzahl Ordalien, jetzt nur im Sinne von Gottesurteil, ist das gleiche Wort wie Urteil. Das altdeutsche Gerichtsverfahren, bei dem die Schöffen auf die den Ort des Gerichtes umstehenden Freien, den „Umstand“, Rücksicht zu nehmen hatten, war infolge der von den Freien gemachten Einwände oft sehr „umständlich“. Eröffnete, oder wie man sagte, „wies“ dann der Vorsitzende das Urteil, so „fanden“ es die Umstehenden „für recht“, oder sie wiesen es zurecht. „Für recht finden“ und „zurechtweisen“ sind also Ausdrücke, die auf jene Rechtsgebräuche zurückgehen (vergl. dazu Seite 209). Die Buße, die einer zu entrichten hat, ist eigentlich der Schadenersatz. Das Wort hat mit „besser“ den gleichen Stamm, hat also im Grunde genommen die Bedeutung „sich bessern“. Wollte man im Mittelalter einen Schuldigen begnadigen, so deckte man ihn mit einem Mantel zu. Daher stammen noch die Redensarten: etwas bemänteln, mit dem Mantel christlicher Liebe zudecken. Die Redensart „Hand und Fuß haben“ ist vielleicht ein Nachklang aus der Zeit, wo Verbrecher durch Abhauen der rechten Hand und des linken Fußes (den man beim Besteigen des Rosses zuerst in den Steigbügel setzt) bestraft und dadurch untüchtig gemacht wurden, Waffen zu führen und ein Roß zu besteigen. Erst seit neuerer Zeit — belegt zuerst aus dem Jahre 1733 — sagt man: den Stab über einen brechen. „Der zum Tode Verurteilte wurde noch einmal vor den Gerichtshof geführt und kurz über seine Schuld vernommen. Darauf las man ihm das vom Landesherrn bestätigte Urteil vor, und nun zerbrach der Richter einen weißen Holzstab, das Zeichen seiner Amtsgewalt, in drei Teile und warf sie dem Verurteilten vor die Füße mit den Worten: „Nun helf' dir Gott, ich kann dir nicht mehr helfen“. Der Sinn dieser Handlung, die laut landesherrlicher Verordnung vom Jahre 1881 in ganz ähnlicher Form noch jetzt im Großherzogtum Baden besteht, ist der: Wie der Stab zerbricht, so bricht die Rechtsgemeinschaft, vertreten durch den Richter, mit dem Verbrecher und stößt ihn aus. (Aus Wilke.) Die Acht, im Sinne von Fried- und Rechtlosigkeiterklärung, war ein Vorrecht des Kaisers, der Bann (von bannan = unter Strafandrohung gebieten oder ver-

bieten) wurde im Mittelalter vom Papste verhängt. Ein Bandit (mittellat. *banditus*, fr. *bandire*, *bannire*) ist eigentlich ein Verbannter. Wen das Gericht als vogelfrei erklärt hatte, der konnte wie ein Wild erschlagen werden und war den Vögeln frei zur Speise überlassen.

Familie. Im Ahd. wurde die Gerichts- und Richtstätte mit *mahalstat* bezeichnet. „*Mahal*“ hatte den Sinn von Versammlung, Vertrag, Ehevertrag. Der Gemahl (ahd. *gimahalo*) und die Gemahlin (ahd. *gimahala*) sind die im *mahal*, d. h. in öffentlicher Versammlung Zusammengesprochenen. Gatte und Gattin sind eigentlich die zusammengehörenden Personen. Freien bedeutet im Grunde genommen: sich von der Vormundschaft des Vaters freimachen. Daß man sagt „*Brautpaar*“ gilt als ein Zeichen des Ansehens der Bräute und der Verehrung des weiblichen Geschlechtes überhaupt (vergl. Geschwister). Die Ehe, ursprünglich „*Recht, Gesetz*“, wurde durch Ineinanderfügen der Hände geschlossen. Daraufhin deutet z. B. noch die Redensart: um die Hand einer Tochter anhalten. Heirat hat zuerst das Hauswesen einer Familie bezeichnet (got. *heiwa* = Haus, Hauswesen, -rat [wie in *Hausrat*, *Vorrat*, zu Rate halten] = Mittel zur Befriedigung der Bedürfnisse), dann den Ehestand und endlich die Schließung einer Ehe.

Schwester, Schwäher und Schwieger, Schwager sind nach Ernst Leumann zusammengesetzt mit dem Fürwort *své* = „sein, eigen“. Darnach hätten die Wörter folgende Bedeutung: Schwester = „Eigenweib, Eigenfrau“, Schwäher, Schwieger = „Eigenherr“, Schwager = „Eigenherrling“ (Abkömmling eines Eigenherrn). Die Grundanschauung wäre die gewesen, „daß das in der Blüte der Jahre stehende Ehepaar zwar für die Kinder und das Gesinde die eigentliche Herrschaft bildet, daß aber, falls erwachsene Angehörige im Hause leben (sei es Vater oder Mutter, Bruder oder Schwester des Hausherrn oder der Hausherrin) diesen Personen Unabhängigkeit zukommt“. (Aus Wilke.)

Einige Ausdrücke werfen auf frühere „eheliche Zustände“ grelle Streiflichter. So hat die Redensart „mit Kind und Kegel“ den Sinn von „mit ehelichen und unehelichen Kindern“. Eine Strohwitwe ist in der ursprünglichen Bedeutung wohl ein leistungsfertiges Frauenzimmer, das nach unrechtmäßigem Beilager auf Stroh keinen Mann hat. Daß Lieben und Leiden, besonders für die Frauen, in der Ehe oft dasselbe war (oder ist?), wird durch unzählige namentlich der bern. Volkssprache entstammende Aussprüche bezeugt.

Irren ist menschlich, entschuldigte sich Franz Liebereich zu seiner Frau, als er im Finstern die junge Magd geküßt hatte.

Alles mit Maß, sagte der Schneider, da schlug er seine Frau mit der Elle. Ich strafe meine Frau nur mit guten Worten, sprach Hans Fink, da warf er ihr die Bibel an den Kopf.

Zum Leben ist wohl wenig Hoffnung, seufzte Michel Gutmann, als man seine Frau sezierte.

Das Beste holt der Teufel immer zuerst, klagte Jochem, heute meine Frau und gestern mein bestes Pferd.

Dafür, daß die Frau sich auch im Mittelalter schon hoher Verehrung erfreute, zeugen uns besonders die herrlichen Gedichte Walthers von der Vogelweide. In der Zeit der Klassiker huldigt hauptsächlich Schiller der Frauenwelt, der er von seinen schönsten Versen widmet.

Ehret die Frauen! sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.

Übrigens kam auch im Mittelalter schon nicht nur eine schöngestigte Verehrung vor, sondern man kannte zum Teil auch eine praktische Fürsorge. Ein Zeugnis dafür ist die Brautgabe (ursprünglich der Kaufpreis für die Braut), mhd. widen, wideme (widmen = ausstatten), die man Wittum nannte, womit man aber in einigen deutschen Gebieten auch nur die Brautgeschenke bezeichnete. Bei Ehen zur linken Hand (bei denen die Gattin nicht vollberechtigt wurde) erhielt — am Morgen nach der Hochzeit — die Frau nur eine Morgengabe.

Daß man die Familiengründung als das Natürliche betrachtete, ergibt sich schon aus der Bezeichnung Hagestolz, dann aber auch vor allem aus den vielen Strafarbeiten, welche ein solcher nach dem Volksglauben zu verrichten hatte. Das durch die Volksetymologie gebildete Wort (ahd. hagustalt, got. staldan = besitzen) heißt eigentlich Hagbesitzer. Nach dem alten Erbrecht erhielt nämlich der älteste Sohn den Hauptlandbesitz; die jüngern Söhne dagegen wurden mit Nebenhöfen, „Hagen“ abgefunden. Da sie infolge der geringen Einkünfte meist nicht heiraten konnten, wurde Hagestolz schon im frühen Mittelalter gleichbedeutend mit dem jetzt gebräuchlicheren Ausdruck Junggeselle. „Hagen“ hießen die Höfe, weil sie durch Häge eingefriedigt waren. „Kam einer dem andern ins Gehege“, belästigte ihn also in seinem Bereich, so „behagte“ das diesem meist nicht, d. h. er fühlte sich hinter seinem Hag nicht mehr so geschützt, nicht mehr so wohlig.

Betrachtet man so die sprachlichen Ausdrücke etwas näher, so sieht man, daß jeder Stand und jede Erscheinung des Lebens der Sprache ihren Beitrag geleistet hat und daß bisweilen als ganz selbstverständlich erscheinende Wörter uns die interessantesten Aufschlüsse über frühere und früheste Zustände und andere Lebensanschauungen zu geben imstande sind.

15. Aus der Neuzeit.

In der Neuzeit geht ein starkes Streben durch das deutsche Volk, Fremdwörter mehr und mehr zu ersetzen und neue Bezeichnungen durch deutsche Wortbilder wiederzugeben. Der Anfang dieser Bewegung geht namentlich auf die deutschen Sprachvereine und dann auf Klopstock und Lessing zurück, die durch ihre Dichtungen das Ansehen der deutschen Sprache außerordentlich hoben.

„Klopstocks Sprache zeigte Erhabenheit und Überschwänglichkeit, Feuer und Leidenschaft. Hehre Bilder und Vergleiche, großartige Wortgebilde und kühne Wortstellung waren ihr eigen-tümlich. Man sprach von sanften Schauern wehmütiger Küsse, von Süßigkeiten der Freundschaft, von Tränen der Wehmut und des Dankes, von Strömen keuscher Liebe, die das Herz erfüllen. Empfinden und fühlen, jauchzen und jubilieren waren Lieblingswörter jener Zeit. Die Messiaade läßt selbst Gott in einem Augenblicke höchster Seligkeit eine Träne vergießen. Diesem Gefühlsdrange entspricht auch die große Vorliebe für Namen wie Traugott, Fürchtagott, Lobegott, Gottlieb, Gottlob, Gotthelf, Gotthold, Gottwert, Gottwalt, Christlieb u. a.“ [Weise, Unsere Muttersprache.]

Freilich hatten die deutschen Sprachgesellschaften den Weg für die kommende Dichtergeneration schon etwas zu ebnen versucht. Aus ihren Kreisen sind ausgezeichnete Neubildungen und Verdeutschungen hervorgegangen, wie: Abhandlung [für Traktat], Gesichtskreis [Horizont], Lustspiel, Trauerspiel, Schauspiel, Briefwechsel. Dichtkunst, Wörterbuch, Rechtschreibung, Höfling, Lehrsatz, kunstsinnig, Gemeinwesen, Beschaffenheit, Zahl- und Zeitwort, Gegenstand, Leidenschaft [durch Christian Wolf eingebürgert], Staatsmann, Verfasser, Mundart, selbständig. Simon Dach verdanken wir das damals ungemein kühn geltende Wort „furchtlos“. Wegen seines Übereifers für Verdeutschung fremder Namen wird vielfach Philipp von Zesen genannt [1619 bis 1689]. Hat er auch weit über das Ziel hinausgeschossen, so

sind ihm doch auch eine große Anzahl guter Verdeutschungen gelungen. Für die damals fast ausschließlich gebräuchliche Plenipotenz setzte er „Vollmacht“, für Kontrakt, Praxis, Testament und Tempel die deutschen Wörter Vertrag, Ausübung, letzter Wille, Gotteshaus. Auch Opitz ist mit Ehren unter den verdeutschenden Wortschöpfern zu nennen, Wir verdanken ihm die Neubildungen: Sturmwind, Kirchhof, Vogelfang, Notwehr, Spielart, Denkzettel, Flickwort, Barschaft, Sippschaft. Mit großem Eifer, der vielfach des Guten nur zuviel tat, trat auch Gottsched für den Gebrauch der deutschen Sprache ein. Er schalt: „Das Lächerlichste ist, daß die deutschen Affen der Ausländer ihre Mundart verachteten und lieber die Sprachen ihrer Nachbarn verstümmeln, ihre Wörter radebrechen und ihre Silben verfälschen, als ihre eigene Landessprache rein und fertig reden wollen.“ „Er brachte es dahin,“ sagt daher Kästner in einer Gedächtnisrede auf Gottsched, „durch Schriften, die für ihre Zeiten keineswegs verwerflich sind, daß die Deutschen wieder anfingen, deutsch und vernünftig zu schreiben.“

Aber wenn die genannten Sprachgelehrten für die deutsche Sprache Großes leisteten, so fehlte ihnen doch die Kraft der eigenen Schöpfung, und so sind Lessing und Klopstock weitaus wichtiger, weil sie durch ihre eigenen Werke die Schönheit und Kraft der deutschen Sprache vor Augen führten. Lessing verdeutschte eine große Anzahl damals von jedem gebildeten Deutschen gebrauchter Fremdwörter: Verweisung [für Exil], Einfall [bon-mot], Schenktisch [buffet], Gewissenszweifel [scrupule], Marktschreier [charlatan], Wahlspruch [devise], Gnaden geld [pension], Denkwürdigkeiten [mémoires], Losung [signal]. Für „industrie“ läßt er je nach dem Sinn der Stelle ein ganzes Heer guter Verdeutschungen anrücken: Arbeit, Arbeitsamkeit, Fleiß, Emsigkeit, Geschicklichkeit; für luxe: Pracht, Verschwendung, Staat, Schwelgerei, Putz, aber nicht ein einziges Mal Luxus. Lessing wechselt gern zwischen Theater und Schaubühne, zwischen Logik und Vernunftlehre; übersetzt intérêt je nachdem mit Vorteil, Ursache, Anliegen, Angelegenheit; auch verwirft er Lektüre und schreibt Lesung. [Ed. Engel, Deutsche Stilkunst.] Lessing verdanken wir auch die Neuschöpfungen weinerlich, empfindsam, Hirngespinst; für heimtückisch verwendete er „hämtückisch“.

Einer der glücklichsten Verdeutscher ist Campe [1746 bis 1818], der Verfasser eines lehrhaften Robinson. Zartgefühl für délicatesse, verwirklichen statt realisieren, Ehrenpunkt für point

d'honneur, Feingefühl neben Takt, Beweggrund [Motiv], Zerrbild [Karikatur], Öffentlichkeit [Publizität], prickelnd [pikant], Dienstalter für Anciennität, Bittsteller für Supplikant, Sternwarte für Observatorium, ferner altertümlich, ursächlich, rechtmäßig, verantwortlich, handlich, Feldzug, Fehlgeburt, Eigenname, Stelldichein, Mehrheit, Tondichter, Zwiegesang sind Übersetzungen und Neubildungen, die sich durch ihn in der deutschen Sprache eingelebt haben.

Glückliche Neuschöpfungen sind auch dem Turnvater Jahn gelungen, der eine ganze Anzahl guter Turnausdrücke erfand, wie Reck, Riege, Welle. Ihm verdanken wir auch noch die Wörter „Volkstum, volkstümlich und Landwehr“.

Den größten Einfluß aber übte Goethe aus. Mit einem Wohllaut, den man bei der deutschen Sprache nicht möglich gehalten hatte, schmeichelten sich die Goetheschen Verse in das Ohr ein. Wunderbare Wortgebilde legten nun Zeugnis ab von der Schönheit und dem Reichtum der bisher als Aschenbrödel vernachlässigten Muttersprache. „Rosenbekränzt“ ist die Göttin Phantasie; mit dem „Lilienstengel“ betritt sie „Blumentäler“ und saugt „leichtnährenden Tau“ von den Blumen. In „Wolkenwellen“ stäubt der reine Strahl lieblich zum glatten Fels. Kümmerlich nur nähren sich die Götter von „Opfersteuern und Gebetshauch“, Schuldet er — Prometheus — „Rettungsdank“ dem Schlafenden da droben? Sollte er das Leben hassen, weil nicht alle „Blütenträume“ reiften? „Freudehell“, wie ein „Sternenblick“, ist der „Felsenquell“. „Jünglingsfrisch“ tanzt er aus der Wolke.

„Durch die Gipfelgänge
Jagt er bunten Kieseln nach,
Und mit frischem „Führertritt“
Reißt er seine „Bruderquellen“
Mit sich fort.

Kein „Schattental“ hält ihn; keine Blumen schmeicheln ihm mit „Liebes-Augen“. „Schlangenwandelnd, silberprangend“ ist sein Lauf; „Freudebrausend“ trägt er seine Brüder, seine Schätze, seine Kinder, dem erwartenden Erzeuger an das Herz.

Fremdwörter betrachtete Goethe als Flecken am Kunstwerk. Statt „Kommission“ setzte er Auftrag, für Detachement der Haufen, Interesse wurde zu „Anteil nehmen“, Ordre zu „Befehl“, Botanik zu Pflanzenkunde, Diskurse verwandelten sich in Verhandlungen. Aus dem ersten Teilabdruck der Italienischen Reise strich er „proportionierlich“, Tableau [von Neapel],

[auf ein Volk] kalkuliert und schrieb hierfür verhältnismäßig, Gemälde und berechnet. Für Labyrinth, Villa, quadratisch, oval bildete er die deutschen Ausdrücke: „Irrgarten, Lusthaus, geviert und eirund“. Auch scheinbar unersetzbliche Wörter wußte er zu verdeutschen. So z. B. ersetzte er Journalist, Journal, Original, Prozeß, Disziplin und Harmonie durch Zeitungs- und Tagesschreiber, Tagschrift, Urbild, Rechtshandel, Mannszucht und Übereinstimmung. Neubildungen, die man Goethe zu verdanken hat, sind: Wonne schauer, Blütenträume, Übermensch, Buntheit, Halbheit.

Bis in seine letzten Lebensjahre suchte er überflüssige Fremdwörter aus seinen Werken auszumerzen. Immerhin war er auch hierbei für ein vernünftiges Maß. „Ich habe die Erfahrung gemacht, daß es eigentlich geistlose Menschen sind, welche auf Sprachreinigung mit zu großem Eifer dringen,“ äußerte er sich; wußte er doch vor allen, daß der Buchstabe tötet und nur der Geist lebendig macht.

Durch seine herrlichen Balladen und Dramen mit der schwungvollen Sprache half Schiller das Deutsche in die Reihe der ersten Kultursprachen der Welt rücken. Prächtige Bilder, kühne Haupt- und Eigenschaftswörter legen Zeugnis ab von der Schönheit und Kraft der deutschen Sprache. „Feuertrunken“ betreten wir das Heiligtum der Göttin Freude. Aus der Wahrheit „Feuerspiegel“ lächelt sie den Forscher an; auf des „Glaubens Sonnenberge“ sieht man ihre Fahnen wehn. Bei dem „Sternenrichter“ heißtt er uns schwören:

Festen Mut in schwerem Leiden,
Hilfe, wo die Unschuld weint,
Ewigkeit geschworenen Eiden,
Wahrheit gegen Freund und Feind,
Männerstolz vor Königsthronen —
Brüder! gält es Gut und Blut —
Dem Verdienste seine Kronen,
Untergang der Lügenbrut!

In den Göttern Griechenlands finden sich die Verse:

Vor dem „Wiederforderer“ der Toten
Neigte sich der Götter stille Schar.

Vom „Morgentor des Schönen“, der „alternden Vernunft“, der „Sternenbühne“, dem „Sinnenpfad und Sinnenland“, der „Sonnenbahn der Sittlichkeit“, von „ewig flammenden Altären“, einem „streitenden Gestaltenheer“, „wunderwirkenden Gesetzen“, des „Schicksals Rätselfragen“, einem „entnervten Gange“, von

„geschmückten Seelen“ ist im Gedichte „Die Künstler“ die Rede. Im „Lied von der Glocke“ ist der „Schrein reinlich geglättet“, der „Giebel weitschauend“, die Flamme „gesellig“, das Jahr „bekränzt“, „Trauerschläge“ begleiten den Wanderer, die Mutter wohnt im „Schattenlande“, der Wanderer zieht nach der „Heimathütte“, das glüh’nde Erz befreit sich in „Flammenbächen“. Max Piccolomini schildert, wie bei der Heimkehr der Krieger aus Dörfern und Städten ein jauchzendes Volk ströme, das mit „liebend emsiger Zudringlichkeit“ des Heeres Fortzug hindere. Der Marquis von Posa spricht von einem Feinde [Spanien], der an „selbstgeschlagenen Wunden“ sich verblutet. Das Herz der Jungfrau von Orleans darf nicht von Männerliebe berührt werden, „mit sünd’gen Flammen eitler Erdenlust“. Unter dem Einflusse Homers schrieb er in der Jungfrau von Orleans auch: „Den frohen Tag der Heimkehr sehen, löwenherzige Jungfrau, tränenvoller Krieg, bleiche Furcht“. — „Gedankenfreiheit, Herrscherseele“ sind Neubildungen Schillers. Die sprachlichen Schönheiten seiner Dichtungen anführen, hieße fast alle seine Werke wiederholen.

Auch die Sänger der Freiheitskriege [Arndt, Schenkendorf, Körner, Rückert] förderten die Verbreitung deutschen Wesens. Das Bestreben der romantischen Schule nach einer blühenden, bilderreichen Sprache ließ sie manch schönen bildlichen Ausdruck erfinden. Von der „Schwäbischen Dichterschule“ bereicherte besonders Uhland die deutsche Sprache durch seine meisterhaften Gedichte.

Manch gelungenen Ausdruck hat das deutsche Schrifttum der urwüchsigen Sprachkraft Jeremias Gotthelfs und Gottfried Kellers zu verdanken; neben dem letztern sind besonders auch Konrad Ferdinand Meyer und Heinrich Leuthold vollendete Meister der Sprache. In „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“ schreibt Gotthelf: „Und die Frau mußte alle Tage ihre Brummelsuppe schlucken“; des Lebens Mühen und Nöten hatten die Gemüter „versäuert“; er war fast wie eine törichte Mutter, die einer aufgeputzten Tochter „voranbeinelt“, einem Markt oder einer Kirchweih zu; es [das Lesen] gefiel ihnen auch besonders wohl, es „lächerlte“ sie die ganze Zeit.

Dort wendet er auch folgende bezeichnende Ausdrücke an: Kuhgütchen, Donnersbub, Donnerwerk, das Antwortenkönnen, der Brüll, das Dorfauge, kinderlehren, Hudelbub, Galgenfreude.

Gottfried Keller schreibt „von der Seele, welche tastend ihren Wanderschuh abstreift“ [Abendlied], „von den Sternen,

die wie Silberlilien aus der Südsee blauen Wassergärten zurück-springen“ [Nachtfahrer], von Blumen, welche der Gestirne Schein trinken [Sommernacht] und von Tau, dem Weihbrunn zum heiligen Sonnengebet [Sonnenaufgaang]. Der Apfelbaum ist ein ge-schautes Frühgebet [Am Brunnen], der Silbermond der Sonne Ährenleser [Sonnenuntergang], die Natur soll mit ihren warmen Mutterblicken auf dem Dichter ruhen [Abendlied an die Natur], wie Veilchenduft „wandert“ auf Erden die schöne Sage vom Völkerfrieden um [Frühlingsglaube], der Neugier Bächlein strömen ungehemmt [Feuer Idylle]. Von Substantiven, die von ihm ver-wendet worden sind, seien beispielsweise nur genannt: Silber-blanken, Dämmertal, Lindenwipfelwehn, Koboldsbrut, Blumen-ketten, Sonnensohn, Flammenhand, Knospandrang.

„Von einem blütenbehangenen Ast, dem reinen Schnee der Wasserlilie, der kettenbeschwerten Seele, von goldumfloss’nen Höhen, dem myrtenumbuschten Gestade, einer lieblichen Fee, die sich geisterleise nähert, dem dämmernden Zwielichtschein“ dichtet uns H. Leuthold.

Ein Sprachkünstler ersten Ranges ist auch Konrad Ferdi-nand Meyer, der sich sein ganzes Leben lang bemühte, den Ausdruck noch schärfer zu fassen und ihn noch mehr zu ver-feinern. „Mit luftgewobenem Kleid umschleiert uns die Vergangen-heit“; „der Buhle rast lustgestachelt“.

„Sie mochte gern an seine Schulter lehnen
In einem weichen Abenddämmerlicht,
Sie barg vor ihm das Rieseln der Tränen,
Den halbenthüllten Reiz der Seele nicht.“

„Engelberg“ ist mit den Versen eingeleitet:

Es ist des Alpentalen Seele,
Die hier von selbst Gestalt gewonnen.

„Silberbleich thront der Titlis“, „ein Rosenglimmer schwebt ihn an“, „Des Königs blasses Haupt erwacht Zu Lebensröten angefacht“, „Über der rasenden Flut drehten und krümmten sich ungeheure Gestalten, die der flammende Blitz auseinander-riß und die sich in der Finsternis wieder umarmten“.

Schreibt Gottfried Keller vom Wanderschuh der Seele, so dichtet C. F. Meyer von den Wanderfüßen, denen er ohne Sterbe-bette eine Ruhestätte finden möchte; sein Herz ist voll Wander-lust und Wanderdrang, der Wanderschritt des Lebens ist noch ein leichter Tanz, der Wind treibt nicht Wanderscherz, heimat-lose Wanderwolken berühren mit leichtem Kuß den sel’gen Gipfel des Berges. Noch einmal ist der Dichter ein flüchtiger

Wandergesell, genießt das Träumen der Wandertage, ein Falter setzt sich auf seinen grauen Wanderrock, der Jugend Wanderbild tritt ihm entgegen, den Wanderstecken neben sich gelegt, genießt er die wundervolle Natur Italiens. Unmerklich aber ist auch bei ihm das Alter gekommen. Er wird daran erinnert, als ihm seine Schwester aus dem braungelockten Haar ein silbernes herauszieht.

Und es betrachtend seufzt er leis und sann:
„Du bist ein Pilgerim und Wandersmann.“

Mit einem großen Stil konnte Meyer Fremdwörter und zu modern anklingende Wörter nicht mehr vereinbaren. „Die Männer erörterten eine Alternative“ [Hochzeit des Mönchs]; er korrigiert „eine brennende Frage“. „Auch die Hofleute nahmen keine Notiz von ihm“, er stilisiert einfacher und poetischer: „Auch die Hofleute achteten seiner nicht“ [Richterin]. Die mißverständliche „gefährliche Enzyklika“ [Hochzeit des Mönchs] weicht jetzt „einem unheilbringenden Dokument“; „unter der Rache des Märtyrers“ wird korrigiert: „unter der Bürde des heiligen Leichnams“; „Eucharistie“ wird durch „die heilige Speise“ gewiß besser wiedergegeben. Die Wendung „Kämst nach Melmort, ich bâte dich, ihr auf den Zahn zu fühlen“, empfindet er in dem Stilgebilde der Richterin als vulgär; er ändert: „ein Wort mit ihr zu reden“. [Ed. Korrodi, C. F. Meyer-Studien].

Ein feiner Klang bildet das Merkmal der Sprache Meyers, schreibt Saitschik. [Meister der schweizerischen Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts.] Sie „wirkt durch gedrängte Kürze, in ihren Tönen liegt eine stimmungsvolle Melodie verborgen, sie hat ein festes Gefüge, aus welchem sich kein Wort, kein Satz herausnehmend läßt, ohne daß der ganze Bau auseinanderfiele“. Und über die Sprache Gottfried Kellers urteilt Ricarda Huch: „Kellers Sprache überhaupt, das eigentliche Mittel seiner Kunst, hat nicht nur den unnachahmlichen Reiz der Eigenart, sondern ist auch schön und musterhaft, insofern sie sich ihre Gesetze geschaffen hat, die für jedermann gelten. Er beherrscht die unerklärliche Kunst, die unendlich oft gebrauchten und abgetragenen Worte neu erscheinen zu lassen, dadurch geeignet, eine noch unbekannte, nur sich selbst gleiche Welt aufzubauen. Nie ist ein Wort oder eine Wendung gesucht und doch erscheinen alle, als wären sie noch nie dagewesen, frisch von Meisterhand geprägt. Es kam ihm dabei wohl zugute, daß er als Dialekt redender Schweizer an einem Urquell der deutschen Sprache

saß; was den Ausschlag gibt, ist aber doch seine Intelligenz und seine Persönlichkeit.“ Kann man indessen die Auffassung des Künstlerberufes und des vom Künstler geschaffenen Werkes — hier noch auf Sprache und Dichtung übertragen — wohl besser kennzeichnen, als es C. F. Meyer in seinem Gedichte „Das Münster“ selbst getan hat?

„Das Amt, das dir zu Lehen fiel,
Das ist ein Werk und ist kein Spiel!

Da war's, als ich die Kohle führte,
Daß Gott, der Geist, das Werk berührte:
Gemach begann der Dom zu schweben
Und regte sich aus eignem Leben,
Mich riß es über mich empor.
Mit schlanken Stämmen wuchs der Chor,
Gen Himmel blüht' in Laub und Ranke
Der menschlich-göttliche Gedanke —“

Ja, diese Persönlichkeiten und ihre Werke mit den menschlich-göttlichen Gedanken sind es, die uns die großen Dichter, und uns Schweizern vor allem Gottfried Keller und C. F. Meyer, liebwert machen. Wie zwei treue Sterne sehen auch sie wir über unserer Heimat gehen! Darum wollen wir auch nicht weiter ein paar Blumen, und wenn es auch noch so schöne wären, aus dem herrlichen Blütenkranze ihrer Dichtungen herausreißen oder einen Goldfaden aus dem schweren golddurchwirkten Stoffe ziehen, sondern „was die Wimper hält, trinken von dem goldenen Überfluß der Welt“.

Und wenn diese Worte gegenwärtig in anderem Sinne fast wie Hohn wirken, so sollen wir als Schweizer doch beachten, daß es kein Zufall ist, daß Gottfried Keller in der jetzigen Fassung des Liedes „O mein Heimatland“ die beiden Mittelstrophen weggelassen hat.

An das Vaterland.

In ursprünglicher Form: 13. September 1844.

1. O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Heller Stern, wenn jeder mir erblich,
Leuchtest mir noch Trost und Hoffnung zu!
2. Als ich arm, doch froh, in die Fremde zog,
Königsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob dir vergaß,
Da warst du des Bettlers größter Stolz.

3. Als ich wandern ging und dir ferne war,
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid,
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah!
4. Wenn dein eigen Kind deinen Schmuck zertritt,¹
Sengt der Zwietracht Flamme deinen Flor,
O wie schlägt so bang mein Herz empor,
Und es fühlet deine Schmerzen mit!
5. Wenn ich leider auch rüstig kämpfen muß
In der streitenden Parteien Reih'n,
Dem gerechten Gegner Liebe weih'n²
Werd' ich stets und den Versöhnungsgruß.
6. O mein Schweizerland, du mein Vaterland!
Wann dereinst mein banges Stündlein kommt —
Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt —
Nicht versage mir ein stilles Grab!
7. Wenn aus Grabesnacht ich einst aufersteh',
Beten will ich dann zu Gott, dem Herrn,
Daß er segnend seinen schönsten Stern
Strahlen lasse auf mein Vaterland!

In jetziger Fassung:

1. O mein Heimatland! O mein Vaterland!
Wie so innig, feurig lieb' ich dich!
Schönste Ros', ob jede mir verblich,
Duftest noch an meinem öden Strand!
2. Als ich arm, doch froh, fremdes Land durchstrich,
Königsglanz mit deinen Bergen maß,
Thronenflitter bald ob dir vergaß,
Wie war da der Bettler stolz auf dich!
3. Als ich fern dir war, o Helvetia!
Faßte manchmal mich ein tiefes Leid;
Doch wie kehrte schnell es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah!
4. O mein Schweizerland, all mein Gut und Hab'!
Wann dereinst die letzte Stunde kommt,
Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt,
Nicht versage mir ein stilles Grab!
5. Werf' ich von mir einst dies mein Staubgewand,
Beten will ich dann zu Gott, dem Herrn:
„Lasse strahlen deinen schönsten Stern
Nieder auf mein irdisch Vaterland!“

¹ Lodert Fieberglut dir im heißen Blnt.

² Werd' ich stets dem Gegner Liebe weih'n
Vor dem Fremdling leugn' ich allen Zwist.

Und als Mensch wollen wir wünschen, daß bald ein großes Leuchten ausgehe über alle Völker und die Worte C. F. Meyers zur Wahrheit werden:

Friede auf Erden.

— — — — —
In wie mancher heil'gen Nacht
Sang der Chor der Geister zaged,
Dringlich flehend, leis verklagend:
„Friede, Friede auf der Erde!“

Doch es ist ein ew'ger Glaube,
Daß der Schwache nicht zum Raube
Jeder frechen Mordgebärde
Werde fallen allezeit:
Etwas wie Gerechtigkeit
Webt und wirkt in Mord und Grauen,
Und ein Reich will sie sich erbauen,
Das den Frieden sucht der Erde.

Mählich wird es sich gestalten,
Seines heil'gen Amtes walten,
Waffen schmieden ohne Fährde,
Flammenschwerter für das Recht,
Und ein königlich Geschlecht
Wird erblühn mit starken Söhnen,
Dessen helle Tuben dröhnen:
Friede, Friede auf der Erde!

16. Fremdwörter und Einführung mundartlicher Ausdrücke in die Schriftsprache.

Wo Völker nebeneinander leben und miteinander verkehren, gehen auch Ausdrücke des einen in das Sprachgut des andern über. So gibt es auch keine Sprache, die sich den fremden Einflüssen hat entziehen können. Es ist das auch begreiflich, denn die kluge Kraft hat, für den Einzelnen sowohl, wie ganze Völker, immer nur darin bestanden, sich auch das Gute anderer, den Verhältnissen entsprechend, nutzbar zu machen. Auch in das Gewebe der deutschen Sprache sind Tausende von fremden Sprachfäden verwoben, und Wörter, wie z. B. Küche, Keller, Birne, Kümmel, Wein, Öl, die wir als vollständig deutsches Sprachgut betrachten, stellen sich bei genauer Nachforschung als Fremdlinge heraus. Während die meisten entlehnten Wörter der älteren Zeit vom Volksmund schon lange an seine Art an-

gepaßt worden sind, oft sogar so, daß die Herkunft kaum mehr zu erkennen ist, haben andere, z. T. noch seit Jahrhunderten, ihren fremden Klang und ihr fremdes Aussehen bewahrt. So werden z. B. Gruppe, Grotte, Kasse, Koffer, Mode, Miene, Möbel, Rasse, Rest, Pöbel, Sorte, Titel, Turnen wegen der Art ihres Baues vollständig als deutsche Wörter empfunden; und es hat daher auch keinen Sinn, sie noch aus der deutschen Sprache verdrängen zu wollen. Andere, wie z. B. Konzert, Musik, Religion, Kultur, Telegraph, Lokomotive, Adresse, Interesse, Literatur, Ideal fallen ohne weiteres noch mehr oder weniger als Fremdwörter ins Ohr. Gegen diese auffälligen Fremdlinge namentlich richtet sich denn auch besonders die Tätigkeit der Sprachreiniger. Wenn man auch nicht übersehen soll, daß in der Übernahme von Bezeichnungen aus andern Sprachen auch eine bestimmte Anerkennung der Leistungen und Anschauungen jener andern Völker enthalten ist und daß schließlich der einfachste und bezeichnendste Ausdruck der beste ist, so ist das Gute der Bewegung doch anzuerkennen. Die deutsche Sprache, namentlich die des Handels, des Fremdenverkehrs, aber auch z. T. die des Gewerbelebens ist teilweise in viel zu hohem Maße von Fremdwörtern durchseucht: „Offerten werden sub Chiffre spedit. Ein seriöses Institut rekommandiert sich zur Ausbildung von Stenotypisten und Korrespondenten. Waren sendungen erfolgen per Eilgut, per Schiff, per Post. Die Firma X, Möbelfabrik und Tapisserie, Innendekoration, stellt prima Referenzen zur Verfügung.“ Da ist es gewiß nur zum Nutzen der Sache, wenn viele dieser fremden Ausdrücke durch deutsche Wörter ersetzt werden. Freilich gibt es dadurch auch wieder das eine und andere weniger zu lachen.*

Und führt der Eifer bisweilen auch etwas zu weit — so ist schließlich die Autosuggestion keine Kraftübertragung, und orientiert kann man nicht mit gemorgenländert wiedergeben — und bringt er unter andern natürlich auch untaugliche Wortgebilde hervor, so darf doch dabei mit Recht auch auf die vielen guten Verdeutschungen hingewiesen werden. Viele von ihnen sind im vorhergehenden Abschnitt aufgeführt. Meist kann sich das ein-

* So sagte ein Schüler, das Eisen werde durch Illusion magnetisch. Ein anderer schrieb, daß es sehr fröhlich gewesen sei, indem Spiele, Rundgesänge und Deklinationen einander abgelöst haben. Ob ein Brief da wäre, fragte ein Mann den Schalterbeamten in der Post.

„Poste restante?“ froogt do der Mann am Schalter.

„Gott bewohr! Katholisch, Herr Verwalter!“

(Dietz 1901.)

heimische Wort erst nach zähem Kampf mit dem Fremdwort durchsetzen. So war z. B. im 16. und 17. Jahrhundert das lat. saeculum in der deutschen Sprache vollständig eingebürgert. „Wir können beobachten, wie die Schriftsteller des 17. Jahrhunderts tastend nach einer Verdeutschung des Fremdwortes streben: aber die deutschen Umschreibungen jener Zeit waren nicht so kurz und schlagfertig, daß man gern auf das bequeme lateinische Wort verzichtet hätte. Da arbeitet sich um 1700 das Wort Jahrhundert allmählich durch, aber saeculum bleibt einstweilen noch beliebt; um 1750 wird Jahrhundert vor saeculum bevorzugt, und nun folgt auf Jahrhundert bald das nachgebildete Jahrtausend und um 1800 auch Jahrzehnt für decennium.“

„Alle Gebildeten und Ungebildeten Deutschlands bedienten sich im 18. Jahrhundert und noch durch das erste Viertel des 19. Jahrhunderts der französischen Bezeichnung Demoiselle bzw. Mamsell für unser heutiges Fräulein.“ Als dann 1794 der Leipziger Buchhändler Baumgärtner den Vorschlag wagte, Fräulein zu sagen, fand er auch bei Gleichgesinnten keine Zustimmung. Campe verstieg sich zu der ängstlichen Erwagung: „Der bürgerlichen Mamsell würde es ebenso sehr zu Kopfe steigen, wenn sie mit der ehrbaren Tochter des Handwerkers einerlei Namen führen sollte, als dem adligen Fräulein, sich mit der bürgerlichen Mamsell unter einerlei Benennung begriffen zu hören“. [Aus Kluge, Unser Deutsch]. Die Befürchtungen Campes haben sich nicht erfüllt; das Wort Fräulein hat sich durchgesetzt.

Auch für den Handel hat es sich gezeigt, daß sich die meisten Fremdausdrücke ohne Schaden der Sache durch deutsche Wörter ersetzen lassen. Wir können etwas „als“ gewöhnliches Gut und unter der Aufschrift N. N. „mit“ der Post schicken und dadurch das öde „per“ vermeiden. Anteil oder Anteilschein, Anteilhaberversammlung sind ebenso verwendbar wie Aktie und Aktionärversammlung. Auch die Zinsabschnitte geben Zins und nicht nur die Coupons. Angebot ist mindestens so gut wie das falsch gebildete Offerte. Warentransport läßt sich ebenso gut durch Warenbeförderung wiedergeben.

Nun ist ja freilich nicht zu übersehen, daß für die Kaufleute die Gefahr der Sprachvermengung besonders groß ist, indem leicht einzelne Ausdrücke aus dem Briefwechsel in der Fremdsprache in denjenigen der Muttersprache überfließen, und daß namentlich in sprachlichen Grenzgebieten der Verkehr leicht zur Anwendung einer Mischsprache führt. Nicht immer ist es

dabei nur das Bestreben, sich damit den Schein größerer Bildung zu geben, sondern häufig entspringt die Anwendung einer solchen Mischsprache auch mehr oder weniger dem Gefühl, dadurch der Eigenart des andern, z. B. eines Käufers, entgegenzukommen, während doch die Kenntnisse nicht ausreichen, sich in der fremden Sprache richtig auszudrücken.

So hat man besonders in Läden dann und wann Gelegenheit, wunderbare Unterhaltungen zu hören. Der Schwäbische Merkur berichtet z. B. von folgendem in einem Straßburger Schnittwarengeschäft belauschten Gespräch. Die Käuferinnen wurden in folgender Weise begrüßt: „Bon jour, bisamme. Was hätte Sie gern? Que désirez-vous, mes dames? Zeug vor e Röckel? Ah, mer han netti étoffe, voyez par exemple, do des is schön un gar net fragile; Sie derfe sicher sin, des is e étoffe, wo ken tache annehmt; d'couleur isch hell, awer nit difficile, du tout, es macht ne sicher e guter usage, un gris isch Mode, mit weiß garniert, vous verrez, diß isch chic. Ou bien grin, isch au nett, 's isch schun nimme so ganz comme il faut, 's trage e jed's Maidel grin: plutôt nehmi Si do des. Des gibt e schönes costume, mes dames, au e compliment d'rheim, wenn's beliebt.“ [Aus Dunger, Zur Schärfung des Sprachgefühls.]

Daß eine solche Mischsprache natürlich vielfach auch nur der Ausfluß menschlicher Schwäche und die Folge schlechter Gewohnheit sein kann, ist selbstverständlich. Als Beispiel hierfür wird häufig der Zuruf einer Elsässerin an ihren Sohn aufgeführt: „Jeanche, chasse emol dutswitt [tout de suite] de Gickel aus'n jardin!“

Wir lächeln über eine solche „Sprache, und doch machen auch wir uns unzähliger Verstöße schuldig. Ich erinnere hier nur an das Wort bravo. „Merkwürdig“, schreibt Hildebrand darüber, „wenn die Deutschen von Musik warm werden, so werden sie plötzlich Italiener, ihre Begeisterung spricht italienisch, d. h. soweit sie es fertig bringen“. Denn „bravo“, d. h. Braver, Trefflicher ruft man in Italien nur für Sänger, für Sängerinnen aber natürlich brava, die Brave, Treffliche! [Mehrzahl: bravi oder brave.]

In wie unzählig vielen Fällen ließe sich das zu Sagende nicht ebenso gut durch die Muttersprache ausdrücken! Namentlich aber dann ist der Fremdausdruck gar widersinnig, wenn er nicht einmal richtig entlehnt ist. In seinem Buche „Deutsche Stilkunst“ führt Engel an, wie im Journal des Débats ein Franzose Dubray die unrichtige Verwendung von französischen Aus-

drücken im Deutschen verspottet. So verwenden wir die für uns französisch klingenden Wörter: Ballerine, Gage, Delikatessen, Portier, Garderobe, Souterrain, Parterre, Rouleau, Coupé, Tapete, Couvert während die Franzosen selber ballerine, comestibles fins, concierge, appointements, vestiaire, sous-sol, rez-de-chaussée, store, compartiment, papier peint, enveloppe dafür sagen. Warum werden die Wörter nicht einfach übersetzt, wie man es mit bel esprit = Schöngest, belle âme = schöne Seele, faire la cour = den Hof machen, demi-monde = Halbwelt, bec jaune = Gelbschnabel, opinion publique = öffentliche Meinung, feuille volante = Flugblatt und andern auch gemacht hat? Übrigens ist die deutsche Sprache auch als solche so lebenskräftig, daß sich für neue Begriffe auch deutsche Neubezeichnungen fast ohne weiteres finden lassen. Mehr oder weniger gelungene Neubildungen sind z. B.: Fahrrad, Fahrkarte, Zweirad, Bahnsteig, Eindecker, Zweidecker, Luftschaube und Luftschiff. Hauptbedingungen für solche sind, dass der Begriff genau ausgedrückt werde und daß das Wort möglichst sprachrichtig gebildet und verständlich sei.

Die gleichen Bedingungen gelten auch für die Wörter, welche aus der Mundart herübergenommen werden. Für diese kommt dann noch besonders dazu, daß der gleiche Begriff nicht schon in der Schriftsprache festgeprägt vorhanden sei. Ist das nicht der Fall, so ist es nur zu begrüßen, wenn Schriftsteller solche mundartliche Ausdrücke dem allgemeinen deutschen Sprachgut zuzuführen bestrebt sind. Es sei hier z. B. besonders auf Meinrad Lienert hingewiesen. Das Kind beinelt und höselt, die Mutter kühelt und kräpfelt. Der Schulmeister sagt zum Tanzgeiger: „Schau, ich verwilde schon bei den Buchstaben“. Eine Tochter wird Geiferlätsch genannt. Im Schellenkönig finden sich die Sätze: „Das Rößlein da —, das beherre ich; Was, beim Donner, führt dich her um die ungewohnte Zeit, so unersinnet und unverhofft? Es ist geschämtig, wie ihr hinter des Vaters Rücken immer wieder zusammenläuft; Das Marannli . . schob ein Paar Endeschlarpen unter den Ofen; Und die hieländischen nicht minder, meinte . . . das Maitli; Mit beelendrischem Gesichte staunte er vor sich hin [der Bettelvogt]; Den [Kriegsschatz] lächert's ja doch nicht, wenn man ihn kitzelt“. — Der Rychmuoth ist gähnschüssig und teufelsüchtig. — Selbstverständlich will der Dichter durch die Anwendung dieser Ausdrücke vor allem die Anschaulichkeit und die Volkstümlichkeit seiner Erzählungen erhöhen.

Von schweizerischen altertümlichen Wörtern, die von Duden aufgenommen worden sind, seien z. B. erwähnt: die Beige, der Blust [bei uns „das“], die Fluh, die Stande, die Zaine. Zur Aufnahme in die hochdeutsche Sprache wären z. B. zu empfehlen: die Bauernsame, der Kratten, der Schleck, die Schlaufe, auf-begehrn, menscheln. Mir sind keine hochdeutschen Wörter bekannt, welche nach meinem Empfinden den Sinn von „vernüte, götsche, dreckle, wildele, treuße, mögig, en Totze“ genau wiedergeben.

Welche reiche Sprachbildungsgabe der Volksmund besitzt, können wir z. B. aus der Soldatensprache ersehen, in welcher seit dem Weltkrieg sehr viele Neubildungen entstanden sind. Wenn auch die meisten derselben nicht Gemeingut der Schriftsprache werden, so sind sie doch Beispiele für die sprachliche Erfindungsgabe des Volkes und den trotz den Widerwärtigkeiten immer wieder durchbrechenden Humor. Bleiknöpfe werden die Infanteristen genannt, Landwehrsetzlinge nennt man die aus dem Auszug in die Landwehr Versetzten, Schlauchknecht heißt man den Korporal, Kompagniemutter den Feldwebel; Urlaubs-marder ist ein Übername für den Hauptmann, der Breitspurige ein solcher für den Obersten. Von den Ausrüstgegenständen wird das Ceinturon zum Hungerbarometer oder zur Magenbremse, der Tornister zum Verdrückköfferchen, zum Geschirrkasten oder zum Vergißmeinnicht, das Gewehr hat die Bezeichnungen Schieß-prügel, Blei- oder Kugelschleuder und Karst erhalten. Das Kantonnement heißt „die Seelenschmiede“, das Bettstroh die „Ochsen-federn“. Der Seelenspatz ist etwas für das Gemüt.

Hat einer Arrest, so geht er in Urlaub mit einer Wolldecke, oder er hat Deckenurlaub. Das Arrestlokal trägt die Namen Anmeldestube für Arbeitslose, Augenklinik, Kurhotel, Krankenzimmer mit gesiebter Luft, der Wartesaal; die Arrestanten-liste ist das Fremdenbuch.

Natürlich sind noch viel mehr Ausdrücke rein mundartlich. Da sich indessen für die betreffenden Begriffe schon schriftsprachliche Bezeichnungen vorfinden, so haben sie wie die meisten der angeführten sowieso auch keine Aussicht in die Schriftsprache einzudringen. Aber sie sind uns wichtig als Beispiele für das Wortbildungsvermögen des Volkes und vor allem auch dafür, wie der Sinn bestimmter Wörter auf andere übertragen wird, wodurch diese ganz oder teilweise eine andere Bedeutung annehmen.

17. Vom Bedeutungswandel.

Schon vor Jahrhunderten, ja Jahrtausenden haben die Lebens- und Wohnverhältnisse, das Kriegsleben und die religiösen Vorstellungen den Grund gelegt zu den sprachlichen Bezeichnungen; durch den Gebrauch, durch den Einfluß fremder Völker, durch die Kulturentwicklung des deutschen Volkes selber hat sich die Sprache verändert, und es ist daraus ein tausendfältiges Gewebe mit starkem fremden Einschlag entstanden. Durch diese Änderungen des Lebens hat natürlich auch der Sinn manches Wortes eine andere Bedeutung annehmen müssen; unzählige Ausdrücke haben einen Bedeutungswandel durchgemacht. Sie alle aufzählen, hieße einen großen Teil der Arbeit wiederholen. Dabei haben die einen Wörter den Begriff verengert, andere ihn erweitert und dritte ihn überhaupt verändert.

Eine Bedeutungsverengerung enthalten z. B. die Wörter Fahrt, Bein, Lid, Zeile, Brunst, Draht. Das letztere bezeichnete überhaupt einen aus Flachs, Wolle oder Metall gedrehten Faden, Brunst einen Brand, Zeile irgend eine Reihe, Lid eigentlich jeden Deckel.

„Wirt und Gast weisen noch eine weitere Bedeutung auf in den Wörtern Hauswirt, Landwirt, Volkswirtschaft, Badegast, Mahlgast, Fahrgast, Gastrolle; denn Wirt war überhaupt ein Mann im eigenen Besitztum und Gast jeder Fremde [Psalm 119,19: Ich bin ein Gast auf Erden]. Gift ist von Haus aus etwas, was gegeben, wie potio etwas, was getrunken wird. Als man aber todbringende Säfte als „Gaben“ an unliebsame Personen verabreichte, erhielt jenes im Deutschen, dieses im Französischen [poison = Gift] die jetzige Bedeutung. Brief ist zunächst jede Urkunde, daher noch verbriefen und Frachtbrief; Kammer eigentlich ein Gemach mit gewölbter Decke; vernehmen wird mhd. von allen [äußern und innern] Sinnen gebraucht = ganz fassen, jetzt ist es auf den äußern Gehörsinn beschränkt; doch schimmert die weitere Grundbedeutung noch in „Vernunft“ durch; bellen wurde auch von andern Tieren als dem Hunde [vgl. Bulle], ja im Englischen sogar von der Glocke [bell] gebraucht.“ [Weise, Unsere Muttersprache.]

Ein Beispiel der Bedeutungserweiterung haben wir vor allem im Namen der Schweiz und der Schweizer. Portugal ist eigentlich das Land um Portus-Cale, wie man Oporto früher nannte. Mit Afrika bezeichneten die Römer ursprünglich nur

die Umgegend Karthagos. Adelig bedeutet schon lange nicht mehr, daß man ein *ôd*, d. h. ein Lehengut besitzen müsse; höflich hat nicht mehr nur den Sinn: nach der Art des Hofes.

Besonders wichtig sind aber für uns die Beispiele, bei denen eine Bedeutungsübertragung und oft eine vollständige Bedeutungsveränderung stattgefunden hat.

„Unser Tisch ist entlehnt aus gr.-lat. *discus* „Wurfscheibe“, in nachklassischer Zeit „Schlüssel, Teller“. Mit dieser Bedeutung kommt das Wort herüber. Noch althd. heißt *tisc* auch „Schlüssel“. Unsern jetzigen Gebrauch können wir aber nur erklären, wenn wir die kulturelle Entwicklung ins Auge fassen. Ursprünglich hatte man keine *Eßtische* im Zimmer, an denen etwa mehrere hätten essen können, sondern wie Tacitus *Germ.* 22 berichtet: *separatae singulis sedes et sua cuique mensa*. Es waren kleine meist wohl dreibeinige niedrige Tische, die zusammen mit der Speise ins Zimmer getragen und vor jeden einzelnen hingesetzt wurden. Als sich nun die Sitte änderte, wurde der Ausdruck auch auf die größern Tische angewendet, und schließlich entwickelte sich eine Bedeutung, die ganz von jener andern abwich. Aber jener alte Sinn „*Eßtisch*“ erhält sich bis zum heutigen Tage. Wir sagen noch heute: „den Tisch bereiten, zu Tische laden, rufen, bitten, zu Tische gehen, kommen, sich zu Tisch setzen, bei Tische sitzen“. In letzterm Ausdruck haben wir eine alte Redensart mit ganz bestimmtem Sinn. Sagen wir aber „um den Tisch herumsitzen“, oder „am Tisch sitzen“, so wird keiner ans Speisen denken.

Das Wort *Tisch* nimmt aber nun infolge ganz natürlicher Übertragung die Bedeutung „Zeit des Essens“ an. Wir sagen vor und nach *Tisch*, sich vom *Tische* erheben. Etwas anderes ist wieder: reinen *Tisch* machen. Auch dies ist eine überkommene Redensart. Wir können nicht in demselben Sinne sagen: den *Tisch* rein machen.

Nach der Mahlzeit wurden die Tische einst wieder herausgetragen. Noch bis ins 16. Jahrhundert sagte man „den *Tisch* aufheben, wofür wir jetzt die *Tafel* aufheben“ gebrauchen.

Bei diesem Wort, das eine ganz ähnliche Bedeutungsentwicklung aufweist wie *Tisch*, hält sich die Redensart länger, offenbar weil hier Ausdruck und Sache nicht in einem so starken Gegensatz stehen wie bei *Tisch*.“ [Aus Hirt, *Etymologie der neuhd. Sprache*.]

Die *tabula rasa* ist eigentlich eine abgeschabte *Tafel*; *rasa* gehört zu lat. *râdere* = „kratzen, schaben“. Das gleiche Wort

haben wir auch in radieren und rasieren [fr. raser]. Die Bezeichnung geht noch auf Zeiten zurück, in denen man in Schulen auf mit Wachs überzogene Bretter schrieb und dann das Geschriebene mit dem Taschenmesser abkratzte. Das Wort Diplom [griech. *diploma*] = „das Doppelte“ erinnert uns noch daran, daß man einst auf Metalltafeln schrieb. Das Diplom bestand ursprünglich aus zwei Bronzetafeln, die an einer Langseite mit Ringen zusammengeschlossen waren. Die Tafeln wurden namentlich zu Urkunden, z. B. zu Bürgerrechtsbriefen für die ausgedienten Soldaten verwendet. Nachdem der Text auf der Innenseite der Tafeln angebracht war, klappte man diese zusammen, zog durch zwei Löcher in der Mitte beider Tafeln einen Draht, wickelte diesen mehrfach herum und legte seine beiden Enden auf der Rückseite der Tafeln unter einen Wachssiegel.

Unsere „Zettel“ sind der Grundbedeutung nach eigentlich Papyrusblätter, die von den Römern *scida*, mittellat. *scedula* genannt wurden. Das *volumen* [vergl. fr. *le volume*] = „Rolle“ bestand aus mehreren aneinandergeleimten Papyrusblättern, von denen das erste an einen Stab befestigt wurde, um den man dann das Ganze rollte. *Protokollon*, nach welchem unser Protokoll den Namen hat [*protos* = der erste, *kolla* = der Leim] war das erste angeleimte Blatt des *volumen*. Zur Zeit der römischen Kaiser mußte auf dieses erste Blatt des *volumen*, falls die Rolle als Urkunde zu dienen hatte, Zeit und Ort der Verwendung, sowie der Name des überwachenden Beamten verzeichnet sein. Die Griechen nannten die Papyruspflanze auch *byblos* oder *biblos*. Aus der Mehrzahl *dayon*, griech.-lat. *biblia*, entstand das Wort *Bibel*. Der Papyrus selbst hieß auch *chartes*, lat. *charta* [vergl. *Magna charta*, Freiheitsurkunde der Engländer, 1215]. Darnach hat *Karte* die Bedeutung von steifem Papier.

Dem jetzigen Brauche gerade entgegengesetzt war ein Kandidat weiß gekleidet; Bewerber um Ämter wurden von den Römern nach der weißen Toga [*toga candida*] einst als *candidati* bezeichnet.

Persona, worauf unsere Wörter Person und Persönlichkeit zurückgehen, bedeutete im Altertum zunächst die meist tönerne Maske, mit welcher die Schauspieler damals ihr Gesicht verdeckten und durch deren Öffnung ihre Stimme hindurchtönte [lat. *personare* = hindurchtönen].

Hell hieß einst „laut, tönend“ (mhd. *hel*; *hellen* = ertönen). In *hallen*, *Widerhall* hat sich die Bedeutung noch erhalten.

In ähnlicher Weise geht auch Pracht [ahd., mhd. *praht, braht*] vom Begriff des Tönens aus. Offenbar nahm es dann den Sinn von Großsprecherei, Großtuerei, Großartigkeit, Glanz und Herrlichkeit an.

Eine auffällige Bedeutungsentwicklung liegt auch „leben, got. *liban*, engl. *to live*“ zugrunde. Altnordisch bedeutet *lifa* „leben“ und „übrig sein“, und daher ist der Zusammenhang mit „bleiben“ sicher. Das Wort will offenbar besagen, daß „leben“ hieß: von einem feindlichen Überfall oder einem heftigen Kampfe übrig geblieben sein.

Daß „Mord“ den Sinn von gewaltsamem Tod angenommen hat, während es in den andern Sprachen einfach Tod bedeutet, scheint darauf hinzuweisen, daß ein gewaltsames Ende in altgermanischer Zeit sehr gewöhnlich gewesen sein muß.

Matt ist dem Schachspiel entnommen. Mit diesem hat es sich zur Zeit der Kreuzzüge verbreitet. Im Arab.-Persischen wurde es in der Wendung *schâh mât* = „der König ist tot“ gebraucht. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts wurde es aus dem Romanischen entlehnt.

„Genieren“ heißt eigentlich nichts anderes, als in der Hölle sein. „Hebräisch gehinnon ist der Name eines Tales bei Jerusalem, wo die götzendienerischen Israeliten dem Moloch ihre Kinder opferten. Später bezeichnete jenes Wort bei den Juden den Ort der ewigen Verdammnis und wurde in Luthers Bibelübersetzung zur Hölle. Im Franz. entstand aus gehinnon, gehenna, gehêne, später gêne = Verdammnis, Marter“. [Aus Wilke.]

Und wie verschieden ist der Sinn von Christ und Kretin geworden, die doch eigentlich auf den gleichen Sprachstamm zurückgehen [vergl. *le chrétien*, *le cretin*, vom lat. *christiānus*].

Wie sollte einer, der sich nicht mit dem Studium seiner Muttersprache abgegeben hat, wissen, daß „mein lieber Schatz“ im Grunde genommen „mein liebes Vieh“ bedeutet? [Got. *skatts* hatte wohl anfangs die Bedeutung von „Vieh“]. Aus der latinisierten Form *scatum* = „Geldgabe“ ist dann auch noch das mittel-lat. *scatula* = „fester Behälter für Geld oder Kostbarkeiten“ gebildet worden. Daraus sind die beiden Wörter Schatulle und Schachtel entstanden.

Bei der Redensart: „Das ist doch unter aller Kanone“ handelt es sich jedenfalls keineswegs um eine Kanone, sondern wahrscheinlich um den Kanon als Grundlage des Kirchenrechtes, wie es von den Konzilien und Päpsten aufgestellt worden war. Was unter dem Kanon ist, würde darnach diesem nicht ent-

sprechen und demnach mit dem Erlaubten in Widerspruch stehen. Wie Armbrust [aus arcubalista = Bogenwurfmaschine] und Felleisen [aus la valise] wurde dann das Wort volksetymologisch verändert.

Die Ente, im Sinne von Zeitungente, ist wahrscheinlich eine Entstellung des Wortes Legende. Da in diesen oft von wunderbaren, ja da und dort geradezu von unglaublichen Dingen aus dem Leben von Heiligen erzählt wird, so wurde das Wort, offenbar zur Reformationszeit, zu Lügende und Lüg-Ente verstümmelt. Fischart z. B. führt „päpstliche Lügenten“ an. Später wurde es noch abgekürzt in „Ente“ = etwas Unglaubliches. [Andere deuten den Ausdruck überhaupt sonst als Bezeichnung für etwas Unwahrscheinliches oder Unmögliches; denn schon im 16. Jahrhundert sprach man auch von „blauen“ Enten, während jetzt nur noch die Wendungen „blaues Wunder“ und „blauer Dunst“ vorkommen.]

Kupfer [cuprum] war ursprünglich die Bezeichnung für das cyprische Metall und Pfirsich [persicum malum] bedeutete einen persischen Apfel. Türkembund ist eigentlich der deutsche Name des Turbans [vgl. Tulpe: it. tulipa, türk. tulbent, Turban]; die Krawatte ist eine kroatische Halsbinde [die leinenen Halstücher der Kroaten oder Krabaten, wie sie auch hießen, wurden zuerst in Paris Mode]; die Stiefel [von aestivale (aestas = Sommer, it. estate) = sommerlich] waren ursprünglich eine sommerliche Fußbekleidung [Sandale], und mit Pantoffeln bezeichnete man, wie der Name sagt [griech. panto = „ganz“ und phellos = Kork], einen leichten Schuh aus Kork.

Mit albern, mhd. alwaere, zusammengesetzt aus al und wâr, meinte man einst „ganz aufrichtig“; schlecht und schlicht waren ehedem die gleichen Wörter, „klug“ hatte den Sinn von „fein, zierlich“, wobei hinzugefügt war „an den Sinnen“; „fromm“ hatte früher die Bedeutung von nützlich, was sich noch aus dem häufig in der Poesie angewendeten Verb frommen = „nützen“ ergibt.

Ob ich Schwacher dir auch nichts gefrommt,
Nicht versage mir ein stilles Grab !

* * *

So gibt uns die Sprachbetrachtung eine Idee, oder wie die Mystiker schon sagten, ein Bild [das der Seele natürellich in getrückt ist] vom ursprünglichen Sinn der Wörter und erteilt

uns damit wertvolle kulturgeschichtliche Aufschlüsse, und fast möchte man versucht sein, auf den Spruch hinzuweisen, den Weise seinem Buche über die Muttersprache vorgesetzt hat: „Der möcht ein Stock und so zu reden kein rechter Teutscher sein, der nit auch gern etwas wissen möchte von der alten Sprach seiner Vorfahren und Eltern [Flacius Illyricus 1571].“

Und wer nun, durch diese Ausführungen da oder dort etwas angeregt, sich noch weiter in die Sprache vertiefen wird, dem wird sich das Wundergebilde erst recht erschließen, und er wird in die Strophen Schenkendorfs einstimmen:

Sprache, schön und wunderbar,
Ach, wie klingest du so klar!
Will noch tiefer mich vertiefen
In den Reichtum, in die Pracht,
Ist mir's doch, als ob mich riefen
Väter aus des Grabes Nacht.

Klinge, klinge fort und fort,
Helden sprache, Liebeswort!
Steig' empor aus tiefen Grüften,
Längst verscholl'nes, altes Lied,
Leb' aufs neu in heil'gen Schriften,
Daß dir jedes Herz erglüht!

Überall weht Gottes Hauch,
Heilig ist wohl mancher Brauch;
Aber soll ich beten, danken,
Geb' ich meine Liebe kund,
Meine seligsten Gedanken,
Sprech' ich, wie der Mutter Mund.

